

HEFT

für literatur stadt und alltag

hEFT-Nr. 34 - Oktober 2013



Drohnen

Eine lebendige kulturelle Infrastruktur steigert die Attraktivität und Lebensqualität der Landeshauptstadt Erfurt.

Kulturkonzept der Landeshauptstadt Erfurt

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.
Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 34 (9. Jg.), Oktober 2013 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Sandruschka // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4, 13 und 27 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 20. Dezember; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. November // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Stadt & Alltag

- 04 Schöne Aussicht
- 05 Gründerlabor »Werft 34«
- 06 Bohnen statt Drohnen
- 07 Grünem Haus droht Verkauf
- 09 Süße Ecke 2.0
- 12 Erfurtstagram
- 13 Fünf Fragen an: Willi von Maja
- 14 Abenteuer Stadtimkerei
- 16 Thüringer Slam-Meisterschaft
- 17 Redaktion empfiehlt
- 18 Talknoten
- 19 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 20 Aus der Provinz: Sömmerda
- 22 Ausstellungen VBK
- 24 Meine-Kultur-Festival 2013
- 25 Drohnen gegen Graffiti
- 27 Neues aus Rom

- 28 Fotostrecke

Literatur // Drohnen

- 32 Vom Hautflügler zum Euro-Honk
- 35 Bitternis essen
- 36 In Schwärmen werden wir sein
- 38 Varroa destructor
- 40 Rückenschmerzen
- 42 Paul Newman
- 46 großer ausblick welt
- 47 Staffel 3, Episode 2

- 43 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

das haben wir wirklich nicht erwartet. Sicher, bisher gab es zu jedem unserer hEFT-Themen eine Anzahl von Einsendungen, Texten, Grafiken, Fotos. Dass zum Thema »Drohnen« – ein zugegeben etwas sperriges Wort – dann doch so viele Einsendungen eintrudelten, hat uns schon überrascht. Schließlich hatten wir in der Vergangenheit schon konventionellere Themen ausgeschrieben: »≈2.000 Jahre Wasserläufer«, »Zeit für Übergangsjacken« oder »Kalter Hund«. Und die hatten die Kulturschaffenden weit weniger zu einem künstlerischen Ausdruck animiert.

Aber die Drohne, die wie keine andere Natur und Technik in sich vereint, hat es geschafft. Schließlich gab es Anlässe genug: der Skandal um die Aufklärungsdrohne Euro Hawk, das groß angelegte Bienensterben, die Enthüllungen von Edward Snowden, Biene Maja im Kika. Als dann kurz vor der Drucklegung dieser Ausgabe die Piratenpartei auf einer Wahlkampfveranstaltung der CDU in Dresden eine kleine Drohne über den Köpfen von Frau Merkel und Herrn de Maizière schweben ließ, war uns klar: Dieses Thema ist ein Volltreffer!

Entdecken Sie also die Drohnen im hEFT! Im Literaturteil (ab Seite 23) verstecken sie sich in Prosa und Lyrik, in Grafiken und Illustrationen. Aber auch im vorderen Teil erfährt man Wissenswertes über ihr Leben in der Stadtimkerei (Seite 14) und ihren Einsatz im Fußballstadion (Seite 18) oder bei der Deutschen Bahn (Seite 25). Und Willi? Der wird auch befragt (Seite 13).

Mit besten Grüßen

Die Redaktion

hEFT in die Hand

Offene Redaktion

am 6. November // 19:30 Uhr // Speicher, Waagegasse 2

Offenes Büro

immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr // Alte Salinenschule, Salinenstraße 141



Sandruschka (Sandra Bach) lebt und arbeitet in Weimar. In ihrem Büro, dem Raum für Gestaltung schafft sie sich und anderen grenzenlose Freiräume für grafische, filmische und künstlerische Projekte. Sandruschka ist leidenschaftliche Comic-Konsumetin, Workshopleiterin und natürlich Zeichnerin – und sie ist enthusiastisches Mitglied vom Illustrationsautomaten.

Schöne Aussicht

Wir haben keine Ahnung!

19. August 2018: Seit Wochen passieren absurd anmutende Dinge in Thüringen. Die Schlagzeilen der regionalen und überregionalen Medien sind voll mit Meldungen, die man noch vor Jahren für unmöglich gehalten hat. Um nur einige Beispiele zu nennen: Michael Jackson, Ex-Kandidat der CDU für den Posten des Erfurter Oberbürgermeisters, bewirbt sich im Moment um das Amt des Bundespräsidenten und hat gar nicht so schlechte Aussichten auf Erfolg. Nach der Fusion von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen wurde Gera zur Landeshauptstadt gewählt. Anhängern des »Geistersehers von Erfurt« ist bei den »Tagen der wachen Liebe« Michael Panse erschienen. Das alles sind Geschehnisse, zwischen denen wohl kaum jemand je einen Zusammenhang vermuten würde. Einen gibt es allerdings schon.

Ein aufmerksamer Leser des hEFts wies uns kürzlich darauf hin, dass all diese Schlagzeilen in dieser oder ähnlicher Form schon einmal in unserem Magazin gestanden hätten. Seit Jahren gestalten wir hier die Rubrik »Schöne Aussicht«. In dieser Rubrik erfinden wir Meldungen, die in der Zukunft spielen und die selbst in der Zukunft eigentlich völlig absurd und viel zu weit hergeholt klingen müssen. Nach stichprobenhafter, aber dennoch eingehender Prüfung einzelner Ausgaben der letzten Jahre mussten wir feststellen, dass unser Leser Recht hatte.

Wir wissen nicht, wie diese Zufälle zustande kommen. Wir wissen nicht mal, ob es überhaupt Zufälle sind. Aber wenn das tatsächlich so funktioniert, dass wir uns hier Schlagzeilen ausdenken, die Jahre später tatsächlich wahr werden, dann hätten wir noch folgende Vorschläge zu machen: »Rechtsextremismus bekämpft!«, »Schokolade gesünder als Gemüse«, »Arm und Reich? – Das war einmal!«, »Rapper erhält Literaturnobelpreis!«, »Tabak- und Alkoholindustrie am Ende!«, »R.I.P. Facebook!«.

Liebe Strippenzieher im Hintergrund! Liebe unentdeckte Naturgesetze! Liebe Entscheidungsträger von morgen! – Bitte enttäuscht uns nicht. /// jw

Kampf um die Metallstraße

15. Januar 2014: In der Erfurter Metallstraße kam es auch gestern wieder zu heftigen Unruhen. Mehrere sogenannte Öko-Aktivistinnen bauten Barrikaden aus Kompost und feuerten Kartoffeln auf Häuser und Polizeikräfte. Mehrere Fensterscheiben gingen zu Bruch, verletzt wurde niemand. Damit gehen die Unruhen nun schon in die dritte Woche. Worum geht es dabei? Wir blicken zurück.

Es war eine unglaubliche Meldung: Im Oktober 2013 kürte das bundesweite »Netzwerk Nachbarschaft« die Metallstraße im Erfurter Blechbüchsenviertel zur »Schönsten Straße Deutschlands«. Die nur noch einseitig mit heruntergekommenen Gründerzeithäusern bebaute Straße kurz vor dem Nordbahnhof machte sich in Erfurt bis dato lediglich durch ein reges horizontales Gewerbe einen Namen. Ein Hauch von Industrieromantik umwehte diesen gottlosen Ort. Dass er überhaupt ins öffentliche Bewusstsein zurückkehrte, lag an den Aktivistinnen des Interkulturellen Gartens, die an der unbebauten Seite der Straße seit 2012 eine Brachfläche gärtnerisch bewirtschafteten. Um weitere Projekte durchführen zu können, beteiligten sie sich an dem Wettbewerb um die »Schönste Straße Deutschlands«, der mit einem Preisgeld von 5.000 Euro verbunden war. Dass die Bewerbung Erfolg haben könnte, davon ging niemand aus. Als das Ergebnis feststand, gab es nur ungläubiges Staunen.

Was danach passierte, hatte niemand erwartet. Der bundesweite Medienrummel um die Straße – deren pikanter Charakter verbreitete sich wie ein Lauffeuer – führte dazu, dass mehrere Webcams in der Straße installiert wurden, um, wie es hieß, jederzeit und in jedem Winkel der Welt einen aktuellen Blick auf die schönste Straße Deutschlands werfen zu können. Das fanden die Bordellbesitzer gar nicht lustig. Ihnen blieben die Kunden weg. Kein Auto parkte mehr in der Straße. Dann folgte das große und plötzliche Gemüsesterben: Grünkohl, Wirsing, Rosenkohl – alle mühsam gepflegten Pflanzen waren von einem Tag auf den anderen hinüber. Auch die Webcams waren plötzlich verschwunden. Die Polizei ermittelte gegen Unbekannt, aber die Aktivistinnen hatten ihren Feind schon ausgemacht. Inzwischen waren die Freier auch wieder da. Seitdem kommt es fast täglich zu Auseinandersetzungen um die Straßenhoheit. Es scheint: der Kampf um die Metallstraße hat gerade erst begonnen. Wir berichten weiter. /// tp

Neue Perspektiven

Das Projekt »Salinenstraße 34« des Erfurter Vereins Plattform e.V. will ein Hafen für die junge, kreative, soziokulturell engagierte Szene sein. Doch lange vor dem Hafen kommt die Werft, genauer: Die »Werft34«. Wir sprachen mit Friederike Günther und Martin Arnold vom Plattform e.V.

»Plattform«, »Ladebalken«, »Stube«, »Phase II« und jetzt auch noch »Werft34« – Ich find mich kaum durch, könnt ihr für mich ein bisschen Ordnung reinbringen?

Rike: »Plattform e.V.« ist ein Verein, der sich seit vielen Jahren für Partizipation von jungen Menschen in der Stadt engagiert und verschiedene Projekte dazu startet. In diesem Zuge ist auch das Projekt »Ladebalken« entstanden. Da ging es konkret um die Stadtgestaltung des Erfurter Nordens. Junge Menschen sollten die Möglichkeit erhalten, mit einem kleinen Startgeld, mit einer Mikrofinanzierung eigene Projekte im Stadtteil zu machen. Dazu gab es die »Stube«, ein Anlaufpunkt für engagierte Leute und eine Art offenes Wohnzimmer vor Ort. Ein anderes Projekt des »Plattform e.V.« ist die »Phase II«, was im Endeffekt die Salinenstraße 34 ist. Hier geht es darum, dass das Haus als Experimentierlabor für junge Menschen da sein soll, die in verschiedener Art und Weise ihre Kreativität ausleben. Das fing damit an, dass es von ihnen umgestaltet und saniert wurde. Heute haben wir hier drin ein Tonstudio, ein Fotostudio, eine GreenBox, eine Siebdruckwerkstatt, verschiedene Atelierräume und so weiter. Die »Werft34« ist ein neues Unterprojekt des »Plattform e.V.«, das jetzt hier einzieht.

Was passiert in der Werft34?

Martin: Das Projekt hat drei Bausteine. Zum einen das Gründerlabor. Da wollen wir uns auf Leute fokussieren, die hier in Erfurt für die Soziokultur etwas Tolles machen oder machen wollen. Durch die Begleitung in einem Gründerprogramm soll herausgefunden werden, ob Gründen eine Strategie für sie sein kann, eine nachhaltige Finanzierung und eine Perspektive aufzubauen. Der zweite Baustein hat mit dem Haus hier im Allgemeinen zu tun. Unser Ziel ist, dass auch die Gemeinschaft der Leute, die hier ihre Ideen umsetzen wollen, eine nachhaltige Perspektive bekommt, so dass sie sich am Ende der Projektlaufzeit vielleicht eine Struktur wählen und selber die Verantwortung für das Haus und die Weiterentwicklung übernehmen können. Der letzte Baustein schließlich ist die soziokulturelle Szene in Erfurt. Wir möchten sie dahingehend unterstützen, dass sie sich

auch als Szene wahrnimmt, gemeinsame Interessen, Probleme, Wünsche, Ziele artikuliert und dadurch als größere Gruppe in Verhandlungen treten kann mit Verwaltungen und Politik.

Warum macht ihr das? Habt ihr früher selbst schlechte Erfahrungen gemacht, als ihr Projekte realisieren wolltet?

Rike: Ich glaube, der Ladebalken hat gezeigt, welches Potential hier ist, und aus eigener Erfahrung weiß ich das auch. Ich weiß, dass es unheimlich liebevolle Projekte gibt, die in ganz großen Teilen ehrenamtlich gemacht werden und dann irgendwann vor einem Problem stehen, nämlich, dass sie zwar viel Zeit investieren, aber zum Schluss können sie dann die Brötchen beim Bäcker nicht mehr bezahlen. Auf der anderen Seite hat man aber auch die Erfahrung gemacht, dass die Leute in Erfurt teilweise frustriert sind. Also dass sie versuchen, versuchen, versuchen, aber dann entweder an den Ressourcen scheitern oder an einem gefühlten Stimmungsbild in der Stadt, das nicht allzu offen ist gegenüber alternativeren Projekten und Veranstaltungen. Da würden wir uns wünschen, dass wir die kulturelle Szene ein bisschen beleben, kräftigen und dass die Salinenstraße 34 ein kleines Dach oder ein kleiner Leuchtturm wird für Leute, denen geholfen werden kann, eine größere Stimme und Akzeptanz in der Stadt zu bekommen.

Martin: Natürlich gibt es bereits eine Reihe von Leuten, die sind fit und machen schon ihren Weg, aber möglicherweise dann eben nicht mehr in Erfurt. Wenn die woanders ihre Projekte umsetzen können, geht es bei uns, darum zu fragen, warum es hier keine Perspektive dafür gibt. Dann gibt es auch Leute, die sich einfach nicht trauen, ihre Idee umzusetzen, weil sie die Perspektive einfach nicht vermuten. Mir liegt dabei noch am Herzen: Bei solchen Worten wie »Gründer«, »Unternehmer«, »unternehmerisch« gab es auch eine Reihe von Leuten, denen ich begegnet bin, die damit prinzipiell ihre Schwierigkeiten haben und es tendenziell ablehnen, oder die das, was sie tun, für sich gar nicht damit zusammenbringen, auch wenn da ein möglicher Weg sein könnte. Auch die wollen wir bitten, zur »Werft34« zu kommen. // **Interview: John Weide**

Die Werft34 sucht: soziokulturelle Ideen // konkrete Gründungsbereitschaft // Menschen, die motiviert sind, 3 Jahre in die eigene Idee zu investieren // Teams oder Einzelkämpfer bis 35 Jahre // **Was du bekommst:** Startgeld von bis zu 2.500 Euro // Kontakte und tolle Leute im Haus // günstiger Raum in der Saline 34 // Mentoring und Know-how // **Bewerbung an:** bewerbung@werft34.de // **Bewerbungsfrist:** 1.11.2013 // **Bewerbungsformular:** www.werft34.de

Bohnen statt Drohnen

*Hinter dem Food-Projekt steht die Idee, umsonst Lebensmittel anzubieten, die anderenfalls in der Biotonne landen würden. Seit Mitte August wird diese Idee in der [L50] in der Erfurter Lassallestraße 50 realisiert. Hier treffen sich einmal wöchentlich Organisator*innen, Tomaten, Interessierte und Bohnen zur Öffnungszeit des Food Projekts. Jede*r kann vorbeikommen, sich Lebensmittel umsonst mitnehmen oder selbst welche abgeben*

»Food umsonst« steht über der Tür des kleinen Raumes, die Regale sind gefüllt mit Gemüse, Obst und anderen Lebensmitteln. Menschen kommen vorbei, nehmen sich Bohnen und einen Salat mit oder bringen ein paar Gläser selbstgemachte Marmelade vorbei. Und kommen nebenbei mit anderen Interessierten ins Gespräch und tauschen sich aus. Seit August öffnen sich jeden Freitag von 17–19 Uhr die Türen der [L50] im Erdgeschoss der Lassallestraße 50 für alle, die Lust am Essen haben.

Zur Öffnungszeit können alle kommen, egal, ob sie in der Nachbar*innenschaft leben oder am anderen Ende von Erfurt. Egal ob sie 2, 200 oder 2000 Euro im Portemonnaie haben. Ganz ohne Ausweispflicht, Berechtigungsschein oder ähnlichem. Denn das Projekt versteht sich im Gegensatz zu den »Tafeln« nicht als Lebensmittelausgabestelle für »Bedürftige«, sondern ist eine selbstorganisierte Struktur, die keinen Unterschied zwischen ehrenamtlich Helfenden und »Kund*innen« macht. Menschen beteiligen sich nicht für »Andere« und erwarten Dankbarkeit für ihr ehrenamtliches Engagement, sondern organisieren den Austausch von Nahrungsmitteln für sich selbst. Dementsprechend werden im Food-Projekt nicht nur Lebensmittel ausgegeben, sondern auch entgegengenommen, wobei es nicht um Tausch geht. Die Apfelernte aus dem eigenen Garten, für die es sonst keine Verwendung mehr gibt, findet hier genauso Platz wie ein selbstgebackener Kuchen, Lebensmittel aus dem Container oder ein Glas Marmelade.

Die Lebensmittel werden kostenlos zur Verfügung gestellt, doch damit die Lebensmittel freitags abholbereit in den Regalen liegen, müssen vorher einige Aufgaben erledigt werden: Wöchentlich werden Gemüseboxen bei Einzel- und Großhändlern in Thüringen gepackt und abgeholt. Es werden Gemüsepflanzen auf privaten Beeten gesät, gepflegt und geerntet und die Öffnungszeiten am Freitag müssen betreut werden. All das ist möglich durch das Engagement und die Beteiligung vieler Leute im Food-Projekt. Erntehelfer*innen sind dabei genauso wichtig wie die Händler*innen, die ihr Gemüse bereitstellen. Autofahrer*innen, die die Gemüseboxen abholen, sind genauso gefragt wie Menschen, die Lebensmittel weiterverarbeiten. Denn bleiben einmal zu viele Tomaten übrig, werden sie noch am gleichen Tag zubereitet, konserviert und ggf. im Sinne einer »Küche für alle« gemeinsam verzehrt.

Das Food-Projekt ist ein Experiment. Hinter dem Projekt steht keine große karitative Einrichtung und es funktioniert nur so gut, wie Leute sich aktiv einbringen. Es kann Tage geben, an denen viele Lebensmittel da sind. Es kann aber auch vorkommen, dass niemand Zeit hatte, alle Lebensmittel bei allen Quellen einzusammeln oder dass Händler*innen keine überschüssigen Lebensmittel bereitstellen können. Dann sind die Regale weniger gut gefüllt. So unterliegt das Projekt ständigen Schwankungen. Und neben der konkreten Versorgung mit Lebensmitteln soll auch ein kapitalistisches System hinterfragt werden, das auf der Verwertung von Mensch und Natur beruht. Ein System, in dem allein in der BRD jährlich elf Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen werden und Menschen nur Zugang zu solchen Lebensmitteln haben, die vom kapitalistischen System verwertet und vermarktet werden können. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit, Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung von Lebensmitteln jenseits der Profitmaximierung kann in diesem System nicht gestellt werden. Auf der anderen Seite werden Menschen, die als nicht mehr »verwertbar« gelten, in ein repressives Hartz-IV-System geschoben, dessen Auswirkungen durch die Tafeln abgemildert werden sollen.

Kapitalistische Zwänge können natürlich auch durch ein solches Projekt im Hier und Jetzt nicht aufgehoben werden, und so braucht es neben neuen Mitstreiter*innen auch Geld für die Raummiete, für Verpackungsmaterial oder Strom. Dennoch fordern die Menschen hinter dem Food-Projekt ihre Utopie: Lebensmittel umsonst, für alle!

Neugierig geworden? Dann am besten einfach mal freitags in der [L50] vorbeischaun! /// **Linda K. Toffel**

Foto: s.p.u.k. e.V.



Mehr Informationen: l50.wohnpolis.de
Kontakt: food-umsonst@riseup.net

Ausschreiben, Verkaufen und Rauswerfen

Bezahlbarer Wohnraum in Erfurt ist knapp, besonders in der Innenstadt. Trotzdem verkauft die Stadt Häuser und trägt so dazu bei, die Situation noch zu verschärfen. Auch für das Grüne Haus in der Neuwerkstraße 25 ist dies geplant. Doch inzwischen hat sich eine Initiative gebildet, um das zu verhindern



Das Grüne Haus in der Neuwerkstraße 25 (nicht zu verwechseln mit dem Künstleratelier am Ende der Straße) wird von vielen Menschen für unbewohnt gehalten, sieht es doch mit seinen bespritzten Schaufenstern und der leerstehenden Ladenfläche im Untergeschoss auch etwas verwaht aus. Doch die Fassade täuscht, denn im Grünen Haus steckt jede Menge Leben. In ihm wohnen neun junge Menschen, die das Haus mit Musik, Kunst und Liebe füllen und gerne auch ihre Freunde einladen. Oft stehen hier die Türen offen für Filmabende, Jam-Sessions und andere Gelegenheiten, um gemütlich beisammen zu sitzen. Das Grüne Haus ist bekannt als ein Ort, an dem junge Menschen zusammenkommen, um gemeinsam Projekte zu planen, die das Leben der Stadt bereichern. Damit wird es möglicherweise aber bald vorbei sein, denn im Oktober soll das Grüne Haus zum Verkauf ausgeschrieben werden.

Das Grüne Haus befindet sich derzeit im Besitz der Stadt und wird von der KoWo verwaltet. Indem die Stadt ihre Häuser verkauft, trägt sie dazu bei, dass sich die Lage auf dem ohnehin schon angespannten Wohnungsmarkt in Erfurt noch weiter verschärft. Eine bezahlbare Wohnung oder ein Zimmer in einer WG zu finden, ist insbesondere für junge Menschen nicht leicht. Zu Beginn des neuen Semesters stürzen sich gleich ein Dutzend Bewerber_innen innerhalb kürzester Zeit auf jedes frei werdende Zimmer. Wer sich nicht noch am gleichen Tag meldet, schafft es oft gar nicht bis ins Innere der Wohnung. Begibt man sich allein oder mit anderen jungen Menschen zusammen auf die Suche nach einer eigenen Bleibe, hat man aufgrund des geringen Einkommens oft nur wenig Aussicht auf Erfolg.

Auch das neue Wohnheim auf dem Uni-Campus, das sich derzeit noch im Bau befindet, löst dieses Problem nur bedingt. Viele Studierende suchen sich ihre Mitbewohner_innen lieber selber aus, anstatt sie zugewiesen zu bekommen, und wollen überdies nicht den ganzen Tag auf dem Campus verbringen. Von den meisten wird das Wohnheim nur als Not- oder Übergangslösung betrachtet, aber nicht als ein Ort, an dem man seine gesamte Studienzeit verbringen möchte.

Trotz dieser Situation ist es keine Ausnahme, dass die Stadt Häuser verkauft, um die leeren Kassen mit Geld zu füllen und sich gleichzeitig des Aufwands der Verwaltung zu entledigen. Der Wohnraum wechselt zwar den Besitzer, bleibt aber erhalten, und so scheint es, als gebe es nur Gewinner. Was bei dieser Rechnung allerdings nicht berücksichtigt wird, sind die Menschen, die in diesen Häusern leben.

Nachdem die Häuser verkauft sind, werden sie zumeist aufwendig saniert, mit dem Ziel, sie im Anschluss als Eigentumswohnungen zu verkaufen oder aber sie wiederum zu vermieten, jedoch nun zu höheren Preisen. Die alten Mieter können sich die neuen Preise oft nicht leisten und müssen ausziehen. Auf diese Weise geht weiterer Wohnraum für junge Menschen verloren. Zudem wird durch die Sanierung der Häuser das

Erscheinungsbild der Innenstadt mehr und mehr vereinheitlicht – einerseits, da die Fassade der Umgebung angeglichen wird, andererseits, da Menschen mit geringem Einkommen in weniger zentral gelegene Stadtviertel abgedrängt werden.

Dies soll im Fall des Grünen Hauses verhindert werden. Deshalb wurde eine Initiative ins Leben gerufen, deren Ziel es ist, das Haus selbst zu kaufen und ein Sanierungskonzept zu entwickeln, welches sowohl für Menschen mit geringem Einkommen dauerhaft günstige Mietpreise garantiert, als auch das Äußere des Hauses so erhält, dass sein Charme nicht verloren geht.

Wie das funktionieren kann, zeigt ein Blick in die Lasallestraße 50. Das Haus stand lange Zeit leer, seit Anfang dieses Jahres bietet es wieder Wohnraum für eine Gruppe Menschen, die es selbst verwalten. Zudem befindet sich im Erdgeschoss des Hauses mit dem [L50] ein öffentlicher Raum für gemeinnützige Projekte und Veranstaltungen, der sich bereits als fester Bestandteil des kulturellen Lebens in der Stadt etabliert hat. Dass es soweit kam, ist der Eigeninitiative der Bewohner_innen und ihrer Unterstützer_innen zu verdanken. Am Anfang stand, wie im Fall des Grünen Hauses, der Wunsch, selbst über den eigenen Wohnraum zu bestimmen. In diesem Sinne wurde 2010 das »wohnpolis«-Projekt ins Leben gerufen, im September 2011 erfolgte dann der Kauf des Hauses in der Lasallestraße.

Um zu gewährleisten, dass über Fragen der Miete und Umbauten im Haus gemeinschaftlich entschieden wird, gibt es den »wohnpoly«-Verein, in dem sich alle Bewohner_innen organisieren. Der Verein ist auch Eigentümer des Hauses, gemeinsam mit dem »Mietshäuser Syndikat«, ein Verbund für selbst organisierte Hausprojekte in ganz Deutschland. Im Falle, dass der wohnpoly-Verein das Haus wieder verkaufen will, kann der Mietshäuser-Syndikats-Verein sein Veto einlegen. Somit wird sichergestellt, dass das Haus nicht in Privatbesitz gerät und dauerhaft als gemeinschaftlich verwalteter Wohnraum erhalten bleibt.

Nicht nur für die Lasallestraße, sondern auch für zahlreiche andere Städte in Deutschland hat sich das Modell bewährt; mehr als 70 Hausprojekte haben sich bereits mithilfe des Miethäusersyndikats ihren Wunsch vom selbst bestimmten Wohnen erfüllt, Tendenz steigend. Auch für die Gruppe in der Neuwerkstraße wäre dies eine Möglichkeit, wie der Kauf und die Verwaltung des Grünen Hauses funktionieren könnte. Viel Zeit bleibt jedoch nicht mehr, und damit für das Projekt Aussicht auf Erfolg besteht, braucht es mehr Menschen, die sich daran beteiligen. Wer Interesse hat, einfach mal im Grünen Haus vorbeizuschauen oder sich über den derzeitigen Stand des Projekts zu informieren, ist daher eingeladen, sich zu melden. /// **Jakob Zwiebler und Constanze Trommer**

Kontakt: das_gruene_haus@posteo.de

Ein Laden für Erfurter

Die Süße Ecke bescherte Erfurt in der Vergangenheit einen Ort mit ganz besonderem Charme. Durch den geplanten Umbau des Gebäudes war ein Ende des Projekts aber von vornherein unausweichlich. Volker Nienstedt, der die Süße Ecke ins Leben gerufen hatte, lässt das besondere Flair nun seit geraumer Zeit im Speicher in der Waagegasse wieder aufleben. Wir haben ihn über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft seines Vorhabens befragt

Bevor es den Speicher gab, hast du die Süße Ecke geführt. Wie kam es dazu? Die Süße Ecke war eigentlich ein Zufall. Ich war im Dezember 2011 zum ersten Mal in dem Gebäude, als die Veranstalter des Maislabyrinths dort Schwedenpunsch verkauft haben. Ich habe mich gleich in das Haus verliebt. Der Innenhof, die wunderbare Terrasse, ich konnte mir sofort vorstellen, dass man da auch im Sommer etwas draus machen kann. Dann lernte ich im März darauf bei einem Kaffee zufällig jemanden vom Denkmalschutzamt kennen. So habe ich erfahren, dass das Gebäude zwar umgebaut werden sollte, die Baugenehmigung aber noch eine Weile braucht. Ich sagte ihm, dass ich mir vorstellen könnte, dort in der Zwischenzeit ein Café zu betreiben, und er stellte mir den Kontakt zum Besitzer her. Nach einigen Formalitäten wurde mir dann das ganze Gebäude zur Verfügung gestellt und so bot es sich an, im Obergeschoss auch noch den Galeriebetrieb zu machen. So hat das angefangen und die drei Standbeine der Süßen Ecke waren gute Getränke, gute bildende Kunst und gute Musik in einem Ambiente, das ich gern mit »Besetztes Haus in der Toskana« beschreibe. Man hatte eben nicht das Gefühl, in einem ausgefeilten gastronomischen Betrieb zu sitzen, und das haben die Leute gemocht.

Dann musste die Süße Ecke schließlich doch dem Umbau des Gebäudes weichen. Wie ging es danach weiter? War es schwer, ein neues Gebäude zu finden? Nein, es war einfach. Das wunderbare an Erfurt sind Vernetzungen und Kontakte und so ist mir der Speicher mehr oder weniger zugefallen. Die Menschen, die vorher meine Gäste in der Süßen Ecke waren, haben mir viele Orte in der Stadt vorgeschlagen. An den Speicher bin ich aber über den Betreiber des Palmhauses und des Siju geraten, der das Gebäude viele Jahre als Abstellkammer benutzte. Er erklärte sich bereit, das Gebäude für mich freizumachen, und hat es mir für zehn Jahre vermietet. Das Vertrauen, das er mir damit übertragen hat, muss ich jetzt erfüllen.

Hat der Ortswechsel spürbare positive oder negative Dinge mit sich gebracht? Eigentlich nicht. Ich finde, der Ort passt gut zu Erfurt, und er wurde auch von Anfang an gut angenommen. Vielleicht ist es nicht ganz so romantisch wie in der Süßen Ecke. Den Blick von der Terrasse auf die Gera bekommt man eben so schnell nicht wieder. Aber der Garten im Speicher wird auch gut angenommen.

Foto: hEFT



Der Speicher stellt ja gewissermaßen einen Neuanfang dar. Unterscheidet sich das Publikum des Speichers von dem der Süßen Ecke? Das Publikum unterscheidet sich ein wenig. Einige der ganz jungen Leute sind der Meinung, der Speicher sei ein Abdriften in die Kommerzialisierung. Das hat aber damit zu tun, dass die Süße Ecke ein Hobby war und der Speicher mehr als das ist. Ich habe ja feste Ausgaben. Ich empfinde es aber nicht als Problem, die Leute entscheiden einfach selbst, ob sie mit meiner Form von Kommerzialisierung leben können oder nicht. Auf jeden Fall mache ich keine große Werbung und ziele auch nicht auf Touristen ab. Ich möchte eben einen Laden für Erfurter machen.

Ein Mietvertrag mit zehn Jahren Laufzeit – das Projekt Speicher ist also durchaus langfristig angelegt. Was erwartet die Besucher des Speichers? Ich möchte nach wie vor junge, wilde, unbekannte, bekannte, ruhige und ältere Künstler hier ausstellen. Zum Beispiel wird Christian Völker, den ich sehr mag und schätze, im Speicher für längere Zeit seinen eigenen Raum bekommen. Die Ausstellungseröffnung dazu wird wahrscheinlich im Oktober stattfinden. Neben dieser Dauerausstellung gibt es im Obergeschoss wechselnde Ausstellungen, die etwa sechs bis acht Wochen zu sehen sind. Im unteren Bereich möchte ich Kleinkunst, Jazz, Klassik, Kabarett, Theater, also eigentlich jedem, der sich anbietet, mit Anspruch bei der Sache ist und dem der Raum geeignet erscheint, die Möglichkeit geben, sich hier zu präsentieren. Es sind auch schon Lesungen geplant und es gibt die Idee, einen philosophisch-theologischen Gesprächskreis einzurichten. Außerdem soll es einen literarischen Salon geben und, und, und ...

Speicher und Kunst sind also untrennbar. Woher kommt dieser Kunstbezug? Nur eine Kneipe zu machen, war mir einfach zu langweilig, es musste auch etwas für den Kopf sein. Und in Erfurt fehlt es sowieso immer an Ausstellungsflächen für Künstler, die nicht im allgemeinen Kunstbetrieb verhaftet sind. Es ist geplant, Künstler aus dem gesamten Bundesgebiet auszustellen, die in Erfurt vielleicht nicht so bekannt sind.

Der Speicher wird mit seinem familiären Ambiente von den Erfurtern sehr gut angenommen. Solche Orte gibt es in der Innenstadt nicht mehr allzu häufig. Da stellt sich die Frage: Wem gehört die Innenstadt eigentlich? Da muss ich mich als Wessi leider fremdschämen und sagen, dass der Großteil der Innenstadt den anonymen Westdeutschen gehört. Ich glaube, da ist zur Wende einiges fürchterlich falsch gelaufen und man hätte einiges anders machen müssen. Aber das ist eine Diskussion, die politisch geführt werden muss. Man muss das Beste aus der Situation machen. Wichtig ist, dass Erfurt sich als Landeshauptstadt auf seine Aufgabe auch in soziokultureller Hinsicht besinnt. Es muss mehr Geld für Kunst und Kultur ausgegeben werden.

Wird der Speicher von der Stadt oder vom Land gefördert? Nein. Ich mache es der Stadt in der Hinsicht sehr leicht und

bekomme keine Förderung. Unten gibt es den Gaststättenbetrieb, der Einnahmen bringt und die Kunstausstellungen im Obergeschoss finanziert.

Noch befindet sich der Speicher im Ausbau. Was erwartet uns also im Winter? Im Winter erwartet uns erst einmal der Einbau einer Heizung. Außerdem wird zum Biergarten hin eine Tür eingebaut. Ich hoffe, dass der Ausstellungsbetrieb nicht unter den sinkenden Temperaturen leidet. Falls es die Heizung nicht schafft, das Obergeschoss mit zu erwärmen, muss die Ausstellung über den Winter schließen. Aber ich habe ja zehn Jahre Zeit, also kann es im nächsten Winter schon wieder ganz anders aussehen.

Das heißt, der Speicher baut sich mehr oder weniger selbst aus? Ja, die Menschen, die den Speicher besuchen, finanzieren ihn gleichzeitig auch und schauen beim Ausbau zu. Jeder Euro, den ich im Moment einnehme, fließt in das Gebäude zurück. Es macht den Leuten sehr viel Spaß, dabei zuzusehen, wie der Speicher sich verändert und wächst. Bei den ersten Veranstaltungen lag noch Baumaterial und Werkzeug herum und es hat niemanden gestört, man ist also sehr geduldig mit mir.

Wie kann man von Veranstaltungen erfahren, die im Speicher stattfinden? Zum einen über Facebook, da kann man sich mit dem Speicher »befreunden« und bekommt Einladungen zu allen Veranstaltungen. Mehr nicht. Ich poste also keine sonstigen Nachrichten oder mache Werbung. Außerdem hat uns Martin Schink vor kurzem ein Logo entworfen, sodass wir in Zukunft auch über Flyer auf unsere Konzerte aufmerksam machen werden. Schließlich hat nicht jeder Facebook.

Du bist kein gelernter Gastronom. Trotzdem scheinst du ein paar Sachen richtig zu machen. Kannst du einfach gut mit Menschen? Ich hatte beruflich immer viel mit Menschen zu tun. Ich werde jetzt 58 und wenn man in so ein Alter kommt, dann bekommt man dazu auch noch eine gewisse Gelassenheit. Ich möchte mit dem Speicher nicht reich werden, sondern ein paar Jahre meinen Spaß haben und auch, dass die Leute ihren Spaß haben. Soweit es mir gelingt, möchte ich geistreich unterhalten. Das ist vielleicht so ein bisschen das Motto.

Du bist vor einigen Jahren berufsbedingt nach Erfurt gekommen. Hat es dir hier sofort gefallen? Ja. Nach fünfzig Jahren Großstadterfahrung in Städten wie Köln und Hamburg fand ich Erfurt mit seiner komprimierten Innenstadt und den kurzen Wegen sehr angenehm. Ich finde es auch toll, dass man jedes Mal bekannte Gesichter trifft. Der Thüringer an sich ist auch kommunikativ, ich finde, man kommt gut mit ihm ins Gespräch. Ich fand es also von Anfang an sehr lebenswert.

Vielen Dank für das Gespräch!

/// Interview: Caroline Hemmann

Stellungnahme zum 2. HANT-Release

Man hätte es ahnen können. Was mit der ersten Ausgabe des Thüringer Fotomagazins »HANT« noch scheinbar harmlos als »Butterfahrt nach Bangladesch« begann, mündet bereits mit der zweiten Veröffentlichung in eine Jagd. »Das letzte Einhorn« hat die Redaktion dieses Mal ins Visier genommen und natürlich wurde auch geschossen. Rein fotografisch, versteht sich. Naja, aber wer schon überall in der Stadt Zwei- und Mehrender an den Wänden aufhängt – ach, lassen wir das ... Am 27. September 2013 ist die neue Ausgabe von »HANT – Magazin für Fotografie« erschienen. Sie zeigt Portraits, Objekte, experimentelle Photographie sowie Collagen. Das Bildmaterial wird durch unterschiedliche Textbeiträge angereichert. Zum Beispiel gibt es ein Wiedersehen mit einer Rubrik, die uns von früheren Ausgaben des »hEFts« noch gut bekannt ist: »Zwischen den Heften«. Dort bekundet die »HANT«-Redaktion in allen Einzelheiten, welche weiteren Projekte und Aktionen sie zwischen den Veröffentlichungen der beiden Ausgaben ihres Magazins angeleiert hat. Auf der einen Seite fühlen wir vom »hEFt« uns sehr geschmeichelt, dass sich diese Racker diese Rubrik unter den Nagel gerissen haben. Auf der anderen Seite prüfen unsere Anwälte bereits rechtliche Schritte. Ansonsten haben wir aber nichts gegen die da vom »HANT« und versuchen weiterhin, uns um einen professionellen Umgang miteinander zu bemühen.

Die aktuelle Ausgabe beinhaltet unter anderem Arbeiten von Thüringer Fotografen und Künstlern wie: Anja Köhne, Steffi Loos, Patrick Martin, Lea Hohn, Anna Schrödter, Philipp Hort, Jenny Schäfer und Bastian Bischoff. In Erfurt erhält man das Magazin im Hugendubel, in der Franz Mehlhose, im Kunsthaus, im Café Klara Grün und im Café Hilgenfeld am Domplatz. Sechs Euro kostet der Spaß. Außerhalb von Erfurt wird es ein bisschen schwierig, aber natürlich gibt es immer auch die Möglichkeit, sich online zu informieren oder sogar ein Heft zu bestellen. /// jw

<http://www.hant-magazin.de>

Zuckerdose eröffnet

Eine neue Anlaufstelle für Kunst- und Genusssmenschen öffnete Anfang September in der Erfurter Allerheiligenstraße 19 seine Türen: die »Zuckerdose«. In den Räumen des ehemaligen »Lebensladens« richteten Catharina Borowski und Henry Thomas mit viel Geschmack und Liebe zum Detail ein Werkstatt-Café ein. »Wir wollten einen offenen Ort schaffen, an dem künstlerische Tätigkeit, Austausch und Genuss zusammenfinden«, erzählt Catharina. An den Cafébereich ist deshalb auch eine kleine Werkstatt angeschlossen, in dem Henry sein Projekt »the art of Schränkchen« weiterverfolgt und alte Möbel künstlerisch aufarbeitet. Daneben bietet die Zuckerdose hiesigen Kunstschaaffenden und Kreativen eine Möglichkeit, die eigenen Produkte auszustellen und zu verkaufen. So findet man Malerei, Schmuck- und Filzarbeiten genauso, wie kleine Wohnaccessoires oder Taschen.

Neben den monatlich wechselnden Ausstellungen sind Lesungen und Kunstworkshops geplant, aber auch ungewöhnliche Formate, wie erzgebirgische Hutzenabende oder Schranktheater. »Wir setzen auf den Charme des Unperfekten. Es soll sich in der Zuckerdose immer etwas verändern«, bringt Catharina das Konzept auf den Punkt.

Man sollte also regelmäßig in die Zuckerdose schauen. Geöffnet ist sie täglich von 9 bis 18 Uhr. Es gibt Frühstück, guten Kaffee und selbstgebackenen Kuchen. Alles fair trade und bio. /// tp



Foto: hEFt

www.facebook.com/zuckerdose.erfurt

Erfurtstagram

Erfurter Bildwelten in den sozialen Netzwerken

Soziale Netzwerke wie Facebook machen es einfach, Kontakt zu den eigenen Lieblingsmenschen zu halten, weil die gemeinsame Plattform im Internet räumliche Distanzen überwinden kann. Doch nicht nur der Kontakt zu Freunden oder Familienmitgliedern kann gepflegt werden – so mancher Erfurter, der seine Heimatstadt verlassen hat, nutzt die Sozialen Netzwerke, um ihr wieder ein Stück näher zu sein.

Eine Handvoll Hobby-Fotografen aus Erfurt hat es sich zu Aufgabe gemacht, die Stadt in Bildern festzuhalten und diese der breiten Öffentlichkeit über die Sozialen Netzwerke zugänglich zu machen. So können Erfurter auf der ganzen Welt ihrer Heimat nah sein. Die Bilder werden meist über die sozialen Kanäle Facebook und Instagram eingestellt, welche neben dem bloßen Anschauen auch einen aktiven Meinungsaustausch über die Fotografien zulassen.

Einer dieser engagierten Hobby-Fotografen ist der Erfurter Nils Meinhardt. Als er 2012 sein erstes Smartphone zwischen die Finger bekam, packte ihn recht schnell die Begeisterung für das Fotografieren mit dem Handy und er gründete kurz darauf seine Fotoseite auf Facebook und Instagram. Das Projekt ist unter dem Namen Erfurtstagram bekannt und sicher dem einen oder anderen ein Begriff. Allein auf Facebook hat die Seite über 1.700 Fans, darunter viele Erfurter, die heute in ganz anderen Teilen der Welt leben. Erfurtern ihre Heimatstadt näher zu bringen, ist die Motivation des 17-jährigen, und auf der Suche nach neuen Motiven bringt er sie auch sich selbst immer wieder ein Stück näher. Dass seine Fans auf Instagram auch mal private Einblicke in sein Leben erhaschen, nimmt er gelassen. Auch dass er auf der Straße ab und an erkannt wird, macht Nils nichts aus.

Obwohl es auch noch andere Fotoseiten gibt, die mitunter sogar populärer sind, heben sich Nils' Fotografien ab. Sie werden ausschließlich mit der Handykamera geschossen und mit den auf Instagram verfügbaren Filtern bearbeitet. Dadurch bilden die Fotos unverkennbar eine Serie, die nicht nur die Veränderung des Stadtbilds, sondern auch einen wachsenden Anspruch des Hobby-Fotografen an seine Bilder erkennen lässt. Doch Geschmäcker sind bekanntlich verschieden, so dass die Betreiber der Fotoseiten in einen Wettbewerb um die Gunst der Fans geraten. Entstehende Reibereien nutzt Nils als Motivation, Erfurtstagram auch in Zukunft weiterzuführen und in der Auswahl und Inszenierung seiner Motive immer besser zu werden. Zu seinem Beruf würde er das Fotografieren jedoch nicht machen wollen.

Nils' Bilder bewegen sich natürlich irgendwo im Spannungsfeld der neuen Medien, welche unseren Alltag mehr und mehr einzunehmen scheinen. Nils hat zu diesem Thema eine klare Haltung: Zwar hat er sein Smartphone immer bei sich, macht dieses aber nicht zu seinem Lebensmittelpunkt. So kann es schon einmal vorkommen, dass er eingehende Anrufe und Nachrichten ohne schlechtes Gewissen für längere Zeit ignoriert. Zu dieser Einstellung passt auch sein Lieblingsort in Erfurt, der Zughafen. Dort trifft er sich mit Freunden und genießt die Ruhe und Unabhängigkeit, um gemeinsam zu entspannen oder Musik zu machen. Das familiäre Gefühl, das an diesem Ort aufkommt, lässt sich seiner Meinung nach in Erfurt nur noch selten finden.



Foto: privat

Als Ur-Erfurter schätzt Nils seine Heimatstadt sehr und möchte diese um keinen Preis eintauschen. Nur im Urlaub verlässt er Erfurt, um neue Eindrücke zu sammeln. Fernweh hat er trotz seines Alters also nur bedingt, allerdings würde er deutschen Großstädten wie Berlin, Köln oder Hamburg gerne einmal mit der Kamera einen Besuch abstatten.

Für die Zukunft hat Nils die Anschaffung einer Spiegelreflexkamera und das Erstellen einer eigenen Website geplant. Erfurtstagram soll aber weiterhin über Facebook und Instagram erreichbar bleiben. Außerdem würde er mit seinen Bildern gerne einmal einen Wettbewerb gewinnen, muss dafür aber, wie er selbst sagt, erst noch um einiges besser werden.

/// **Caroline Hemmann**

Fünf Fragen an:

Willi von Maja

Willi, dein Berufsstand ist in letzter Zeit etwas in Verruf geraten. Wie gehst du damit um? Gar nicht! Die Mehrheit meiner Kollegen hat sich nichts, aber auch gar nichts vorzuwerfen. Das, was da in den Medien so aufgebauscht wurde, sind bedauerliche Einzelfälle. Ich begreife gar nicht, wie sich diese Kollegen dazu hinreißen lassen ließen. An und für sich können wir ja keiner Biene etwas zuleide tun. Ganz im Gegenteil!

Hast du eine Vermutung, womit deine Kollegen möglicherweise bestochen worden sein könnten? Nein, wirklich nicht! Wie auch? Der natürliche Daseinszweck einer Drohne könnte doch kaum schöner sein: Viel schlafen, noch mehr fressen, und das alles, um sich auf den krönenden Abschuss vorzubereiten! Gut, die Katharsis erleben wir dann nicht mehr und unsereiner Halbwertszeit ist tatsächlich sehr begrenzt. Aber, wenn ich mir die Welt im Augenblick so anschau, lädt sie ja nicht gerade zum Verweilen ein!

Wohl wahr! Da spielst du sicher auf die gefürchtete Varroa-Milbe an? Ach, die Varroa ist da doch ein vergleichsweise kleiner Fisch. Obwohl sie einigen von uns recht übel mitspielt. Ganz schön unschön sieht das manchmal aus, so ohne Flügel oder noch schlimmer: ohne Begattungsapparat. Da hätte selbst ein noch so kurzes Leben keinen Sinn! Glücklicherweise ist bei mir da unten alles in bester Ordnung.

Wenn's die Varroa nicht ist, was liegt dann im Argen? Na ja, Männer in Lederhosen zum Beispiel, mit einsilbigen Vornamen wie Veit, Lars oder Jens. Oder leere Kindersitze auf Fahrrädern mit Standlicht, um nur die zwei drängendsten Probleme zu nennen.

Verstehe! Aber um solche Unappetitlichkeiten aus der Welt zu schaffen, haben wir ja jetzt einen neuen Bundestag gewählt! Was hältst du denn von dem Ergebnis? Ehrlich gesagt, ich verstehe nicht, warum überhaupt noch so viele Leute zur Wahl gehen. Ich meine, wenn ich mir den Spielplan anschau, da reißt mich wirklich nichts vom Hocker. Aber gut, auf ein Theater mehr oder weniger kommt es auch nicht an. Und wenn ich diesen Schneider oder diese Tillmann persönlich kennen würde, so auf freundschaftlicher Ebene, was allerdings sehr unwahrscheinlich wäre, dann würde ich die vielleicht auch wählen. Damit die ihr Auskommen haben und mir ab und zu auch mal ein Bier ausgeben. /// Interview: Karol Goth



Jeder Stich eine Liebeserklärung!

Nadja Körner hatte im Laufe ihres Lebens schon einige nicht ganz alltägliche Hobbys. So ist sie einigen sicher noch als Sängerin der Erfurter Ska-Band Vibration Syndicate in guter Erinnerung. Vor etwas mehr als zwei Jahren hat sie sich außerdem ihre ersten beiden Bienenvölker zugelegt und auf einer Brachfläche in der Erfurter Krämpfervorstadt auf das »Abenteuer Stadtimkerei« eingelassen

Nadja, »normale« Leute legen sich einen Hund oder eine Katze zu, wenn sie sich ein Haustier wünschen. Wie bist du ausge-rechnet auf Bienen gekommen? Mein Uropa hatte Bienen und auf dem Hof meiner Großeltern stand noch eine alte Honig-schleuder, mit der ich als Kind wahnsinnig gern gespielt habe. So richtig los ging es bei mir aber erst 2011, als ich als Referentin bei der Naturfreundejugend gearbeitet habe. Da gab es einen jungen Mann, der dort gerade ein freiwilliges ökologisches Jahr absolvierte, und der kam auf die Idee, Bienen für den Verein anzuschaffen. Und da sich niemand weiter dafür interessierte, dachte ich mir, das ist die Gelegenheit. Und zwei Monate später hatten wir zwei Bienenvölker stehen.

Du bist Stadtimkerin, das heißt, deine Bienenvölker stehen nicht irgendwo in der Pampa, sondern auf einer Brachfläche in der Krämpfervorstadt. Da frage ich mich natürlich, ist das nicht gefährlich? Könnte man meinen. Heutzutage wird jedoch bei der Bienenzucht großer Wert auf Sanftmut gelegt. Das heißt, diese Eigenschaft wird in die vorhandenen Rassen gezielt eingezüchtet. Diese sanftmütigen Bienen kümmern sich in erster Linie um ihren Stock und ihre Brut und gehen nicht aggressiv auf den Menschen. Sie sind somit auch sehr gut für die Stadt geeignet. Da könnte man sogar mit Kindern ohne Schleier ran-gehen und die Bienen streicheln. Ich habe zum Beispiel auch ein Bienenpatenkind, einen zwölfjährigen Jungen, der hat in diesem Jahr mit seinem ersten eigenen Bienenvolk vier Kilogramm Ho-nig geerntet.

Aber auch eine sanftmütige Biene hat immer noch einen Stachel? Eine Biene ist natürlich kein Meerschweinchen, das ist klar. Meistens liegt das aber am Imker selbst, wenn er gesto-chen wird. Wenn man zu hektisch reingreift oder wenn man schwitzt. Das mögen Bienen gar nicht, auch nicht, wenn man parfümiert ist. Ich habe einen jungen Imkerkollegen, der mit 13 Jahren schon angefangen hat zu imkern, der sagt immer: Je-der Stich eine Liebeserklärung! Also, das kommt schon mal vor, dass man gestochen wird, gerade jetzt, wenn es auf den Herbst zugeht, weil die Bienen da etwas mehr in Habachtstellung sind und ihre Wintervorräte verteidigen.

Gibt's in der Stadt denn überhaupt genug zum Sammeln für die Bienen? Ja, auf jeden Fall. Und da es in der Stadt auch keine Monokulturen gibt, die dann irgendwann mal abgeblüht sind, muss ich meine Bienen auch nicht umstellen. In der Stadt gibt es durch die Vielfalt an Pflanzen und Blüten ganzjährig Tracht, wie der Imker sagt. Und die Bienen bewegen sich tatsächlich in der Regel in einem Umkreis von 150 bis 200 Meter. Das ist bei ei-ner aktuellen Studie herausgekommen. Nur wenn das Angebot knapp wird, fliegen sie weiter, maximal bis zu zehn Kilometer.

Das heißt, deine Bienen grasen im Wesentlichen die Krämpfervorstadt ab. Wie sieht es da mit der Umweltbelastung aus? Ist der Honig denn genießbar? Absolut! Vor allem größere Stadtimkereien, zum Beispiel in Berlin, haben in den letzten Jahren ihren Honig immer wieder analysieren lassen. Im Ergeb-nis liegt der Honig aus der Stadt weit unter den Grenzwerten, was die Belastung mit Umweltgiften betrifft. Stadthonig steht häufig sogar besser da als Honig vom Land, wo ja gerade bei den Monokulturen in großem Maße Pestizide und alles Mögliche gesprüht wird. Zudem wirkt die Biene selbst wie ein Filter, das heißt, die Giftstoffe bleiben im Bienenkörper und landen nicht im Honig.

Wie hoch fällt deine Ernte aus? Ich hab inzwischen fünf Völker, wobei zwei davon Wirtschaftsvölker und drei Jungvölker sind. Die Jungvölker werden dann im nächsten Jahr hoffentlich flei-ßig Honig eintragen. Aus den beiden Wirtschaftsvölkern habe ich dieses Jahr insgesamt 120 Kilogramm Honig geerntet, also jeweils etwa 60 Kilogramm.

120 Kilogramm Honig, das klingt beeindruckend! Das ist ja nun deutlich mehr als das, was man fürs tägliche Frühstücksbrötchen braucht. Was machst du mit dem Rest? Ich verschen-ke viel, aber ab Oktober kann man den Honig dann auch im Café Füchsen kaufen. Oder man kann sich auch über meine Facebook-Seite bei mir melden. Einfach mal nach »Abenteuer Stadtimkerei« suchen.

/// Interview: Alexander Platz // Foto: Johannes Smettan



Dichter-Wettstreit auf der Wartburg

Die zweiten Thüringer Landesmeisterschaften im Poetry Slam boten zwar keinen Sängerkrieg, sie brachten aber immerhin die Stadt Artern wieder ins Gespräch

Die Kulisse war schon eindrucksvoll – und wohl gewählt. An dem Ort, an dem der Legende nach vor über 800 Jahren die berühmtesten Dichter ihrer Zeit im Wettstreit gegeneinander antraten, trafen sich am 6. September die besten Poetry Slammer aus Thüringen, um ihren Sieger zu küren und ihn damit zu den nationalen Meisterschaften im November nach Bielefeld zu schicken.

Entsendet wurden Vertreterinnen und Vertreter der regelmäßigen Thüringer Poetry Slams, also aus Erfurt (Highslammer, Predigerkeller), Gera (Haus der Pioniere), Nordhausen (Herzschlag), Eisenach (Wabu-Slam), Weimar (mon ami) und Jena (Cassablanca). Insgesamt elf Slammer, die entweder in Thüringen geboren sein oder hier ihren Wohnsitz haben mussten, stellten sich bei schönstem Spätsommerwetter dem Publikum im Hof der Wartburg.

Fotos: hEFT



Nach der ersten, eher wechselhaften Runde, in der vor allem Luise Frentzel aus Gera beeindruckte, ging es mit Linn Penelope Micklitz und Udo Tiffert, der mit seinem Text über die Effizienz im Kapitalismus eine punktgenaue Landung hinlegte, furios in die zweite Runde. Ihnen folgte Titelverteidiger Andreas In der Au, der sich mit seinem »Text, der das Wort Liebe in sich trägt«, emotional völlig verausgabte und wohl auch etwas vergaloppierte. Dann schlug Volker Strübing, in Berlin lebend und lediglich aufgrund seiner Geburtsstadt Sondershausen im Rennen (»Hier herrscht noch Blut- und Boden-Recht!«), mit seiner »Not-to-do-Liste« allen modernen Selbstoptimierern einen intelligenten Gegenentwurf um die Ohren. Und schließlich Katja Hofmann aus Halle, mit Arterner Wurzeln. Wie ein Derwisch fegte sie über die Bühne. Ihr Text »Hass 2« war ein Höhepunkt es Abends – angenehm geerdet, voller Humor und Selbstironie.

Überhaupt scheint sich die Slam-Szene von ihren pathetischen, selbstverliebten und deshalb meist etwas nervigen Singsang-Reimereien langsam zu verabschieden. Vor dem Finale jedoch trugen die Altmeister Frank Klötgen und Wehvalt Koslovsky alias K.u.K. nochmal ganz dick auf. Aus Schillers »Glocke« wurde die »Pocke« – und die wurde mit allen verfügbaren Mitteln stilsicher und bis in jede mit Talg besetzte Pore besungen.

Nun verkündeten die Moderatoren Tom Schildhauer vom Veranstalter Highslammer e.V. und der Eisenacher Lokalmatador Matthias Klaß die drei durch anonyme Wahl ermittelten Finalisten des Abends: Linn Penelope Micklitz, Volker Strübing und Katja Hofmann (Foto). Letztere konnte auch im Finale mit ihren staccatohaft vorgetragenen urkomischen Tagebucheinträgen über das Wandern in Irland überzeugen. Katja Hofmann brachte erneut den Hass ins Spiel, diesmal den auf Tiere. Und Volker Strübing demaskierte im Text »Müde« in souveräner Weise die Mechanismen der Konsumindustrie. Der anschließende Abstimmungsapplaus des Publikums war eindeutig: Strübing siegte. Doch der hatte schon einen Platz beim National Poetry Slam sicher. Also wird Katja Hofmann als Zweitplatzierte Thüringen in Bielefeld vertreten. Und die Chancen stehen da sicher nicht schlecht. Schließlich ist sie seit Jahren erfolgreich auf den Slam-Bühnen der Republik unterwegs. Und: Wer Artern überstanden hat, der schafft das auch in Bielefeld! /// **Thomas Putz**

www.highslammer.de

Termine

- 2.10.2013, 19 Uhr, Weimar, Jugend- und Kulturzentrum mon ami, Goetheplatz 11: »Europas radikale Rechte« – Buchvorstellung mit Martin Langebach und Andreas Speit.
- 9.10.2013, 16.30 Uhr, Altenburg, Gebrüder-Reichenbach-Schule, Friedrich-Ebert-Str. 13/14: »Das Glück kam immer zu mir«. Rudolf Brazda – Das Überleben eines Homosexuellen im Dritten Reich. – Buchvorstellung mit Alexander Zinn.
- 10.10.2013, 19 Uhr, Weimar, Schloss Ettersburg: »Wann endlich beginnt bei Euch der Kampf gegen die heilige Kuh Israel?« München 1970: über die antisemitischen Wurzeln des deutschen Terrorismus – Buchvorstellung mit Wolfgang Kraushaar.
- 10.10. bis 15.11.2013, 19.30 Uhr, Jena, 19. Lesemarathon
- 17.10.2013, 18 Uhr, Weimar, Schloss Belvedere, Musikgymnasium: XII. Mitteldeutsche Lyriknacht. Moderation: Nancy Hüniger. Musikalische Begleitung: Schülerinnen und Schüler des Musikgymnasiums Schloss Belvedere.
- 18.10.2013, 19 Uhr, Burg Ranis: Literarische Werkstatt für Frauen auf der Burg Ranis. Leitung: Nancy Hüniger, Bärbel Klässner
- 24.10.2013, 19.30 Uhr, Rudolstadt, Stadtbibliothek: »Literaturinventur: Staatssicherheit. Ein Streifzug durch die neue deutsche Literatur«
- 26.10.2013, 19.30 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20/21: LEA-Lesebühne
- 27.10.2013, 20 Uhr, Jena, Kunsthof, Ballhausgasse 3: Lautschrift. Lesereihe für junge Leute mit AHNE & Christian Wöllecke
- 1.11.2013, 21 Uhr, Meiningen, Kleinkunsthöhle Rautenkrantz, Ernestinerstraße 40: Dead or Alive Poetry Slam – Alle gegen Jean Paul
- 2.11.2013, 17 Uhr, Weimar, Hotel Russischer Hof. Großer Saal: Salonfrauen. Europäische Geselligkeitskultur zwischen Romantik und früher Moderne, Buchpremiere mit Dr. Ulrike Müller
- 6.11.2013, 19.30 Uhr, Erfurt, Radio F.R.E.I., Gotthardtstraße 21: Caspar Battagay – Judentum und Popkultur
- 13.11.2013, 19.30 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20/21: LEA-Lesebühne
- 21.11.2013, 19 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20/21: Preisverleihung Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2013
- 11.12.2013, 19.30 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20/21: LEA-Lesebühne
- 15.12.2013, 20 Uhr, Jena, Kunsthof, Ballhausgasse 3: Lautschrift. Lesebühne für junge Leute. Anderswelt-Spezial mit Alban Nikolai Herbst

XII. Mitteldeutsche Lyriknacht in Weimar

Bereits zum zwölften Mal laden am 17. Oktober 2013 der Jenaer Lesezeichen e.V. und die Literarische Gesellschaft Thüringen e.V. aus Weimar ins Musikgymnasium Schloss Belvedere nach Weimar zur Mitteldeutschen Lyriknacht ein. Es lesen: Lars Reyer, Sascha Kokot (beide Leipzig), Kerstin Becker (Dresden), Roland Bärwinkel (Weimar) und Brigitte Struzyk (Berlin).

Lars Reyer führt die Zuhörerinnen und Zuhörer in seinen Gedichten über »Schotterstraße(n)« durch industrialisierte Landschaften. Sascha Kokot »schlägt eine Kälteschneise in unsere wohltemperierte Gegenwart«. Kerstin Becker schreibt »Poesie ohne Schonbezüge« (Hellmuth Opitz), »prallbunt, sinnlich flirrend und von einer atemlosen Gier nach Leben durchflutet« (Jürgen Brocan). Der einzige (Wahl-)Thüringer unter den Autor/innen, Roland Bärwinkel, ist studierter Germanist und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar und hat »eine Vorliebe für skurrile Bilder, überraschende Wörter, ausufernde Texte« (Matthias Biskupek). Aufmerksamen hEFt-Leserinnen und -Lesern dürfte Bärwinkel bereits bekannt sein. Seine Gedichte wurden in den letzten Jahren regelmäßig im hEFt veröffentlicht. »Die Gedichte von Brigitte Struzyk sind Energiefelder, sie verfügen über den unbedingten Willen zur Gegenwärtigkeit, haben keine Scheu vor aktuellen Bezügen« (Hellmuth Opitz). Dazu gibt's Musik von den Schülerinnen und Schülern des Musikgymnasiums Belvedere in Weimar. Durch die Nacht moderieren wird, wie üblich, aber alles andere als gewöhnlich, die zauberhafte Nancy Hüniger. Lohnt sich also! Wir waren selbst schon dort. Der Eintritt ist frei und in der Pause gibt's sicher auch wieder Selbstgekochtes und -gebrutztes aus der Schulküche.

XII. Mitteldeutsche Lyriknacht, 17. Oktober 2013, 18 Uhr, Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar



NA LOS, DU LAHME SAU! DAS GING DOCH GESTERN BESSER!

MISST FETTVERBREN- NUNG, ENERGIEUMSATZ, SCHRITZAHL. VERGLEICHT DIE WERTE MIT DENEN DER LETZTEN DREI JAHRE UND VERÖFFENT- LICHT SIE ALS STATISTIK BEI FACEBOOK. FEIERT DEN LÄUFER BEI UN- ZUREICHENDER LEI- STUNG AN.

EI-PÄTT-APP ZEIGT KALORIENVERBRAUCH AN, MISST HÖHEN- METER UND HERZ- FREQUENZ UND MELDET DIE DATEN AUTOMATISCH AN DIE KRANKENKASSE. PASST ALLES, GIBT EINEN BEITRAGS- BONUS VON 0,35%.



ABENDS IM „KÖ- METENWEIN“

... UND DA TRUGEN ECHT ALLE SO MESSGERÄTE!

SELBSTOPTI- MIERER!

LOS, TINA, HÖL DEN ALKOMATEN RAUS!

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Schöne neue Welt

Die Welt kann so schön sein, wäre da nicht die Realität, die einen immer wieder einholt. Es sei denn, man versteht sich auf die Kunst: »Zwei mal drei macht vier, widewidewitt und drei macht neune, ich mache mir die Welt, widewide wie sie mir gefällt.« Insbesondere bei einem erheblichen Teil der aktuellen Politikvertreter sowie bei so manchem Fußballfan drängt sich der Verdacht auf, dass sie endgültig den ihrerseits ohnehin brüchigen Pakt mit der Realität aufgekündigt haben. Ich gebe zu, auch ich habe schon einmal von einem Champions-League-Finale Real Madrid gegen den FC Rot-Weiß Erfurt geträumt. Der Unterschied ist, ich wache immer wieder auf, leider.

Was in der Politik selten klappt und meist wenig bewirkt, man denke nur an das 0:0 im Kanzlerduell, ist zumindest beim RWE gelungen: ein Führungswechsel! Nach durchwachsenem Saisonstart, hat der Club offensichtlich in die Erfolgsspur gefunden. Dass dafür ausgerechnet ein Österreicher verantwortlich ist, mag irritieren, doch nicht nur in der Politik, auch im deutschen Fußball haben die Ösis Tradition: Andreas Herzog, Toni Polster, Marko Arnautović, David Alaba und eben Walter Kogler, Cheftrainer beim RWE.

Übrigens, bei aller berechtigter Politikerschelte, ausgerechnet dem geschätzten Cheftrainer unserer Bundeswehr, Thomas de Maizière Realitätsverlust vorzuwerfen und ihn mit Spott zu überschütten, hat nichts mit Fairplay zu tun. Wer hat denn ernsthaft geglaubt, dass das 668 Millionen Euro teure Euro-Hawk-Projekt für den Auslandseinsatz gedacht war? Nein, de Maizière hatte von Beginn an etwas ganz anderes im Sinn, als er zuletzt sagte: »Man wolle den großen Wurf wagen« und »Ich bedauere, dass ich mich nicht klarer ausgedrückt habe«. Neueste Verlautbarungen aus diversen Innenministerien bestätigen, was der Verteidigungsminister seit geraumer Zeit plant: den Einsatz unbemannter

Aufklärungsflugzeuge in Fußballstadien, Drohneneinsätze. Was man bisher nur aus der Kriegsberichterstattung kannte, wird neuerdings für den Einsatz im Inland in Erwägung gezogen, weil man glaubt, so die möglichen Ausschreitungen bei Fußballspielen in den Griff zu bekommen. Inwieweit diese nur der Aufklärung dienen oder auch unter Umständen zur »gezielten Tötung« von Gewaltverdächtigen eingesetzt werden, ist bisher nicht bekannt. Frei nach der Devise: »shoot first, argue later«. So, jetzt ist die Katze aus dem Sack. Dabei ist die Aktion nur ein Teil eines umfangreichen Maßnahmenkatalogs aus dem Hause de Maizière, der gleich mehrere interessante Ideen enthält. So werden Drohnen jeglicher Art noch in ganz andere Bereiche unseres täglichen Lebens einziehen. Pflegedrohnen, eine Weiterentwicklung der schon heute in der Pflege eingesetzten Tamagotchis, virtuelle Tiere, die der rammdösen Oma mit allerlei Menschenähnlichem den Tag verkürzen. Die Deutschen Bahn hat bereits vorbestellt und angekündigt, in Zukunft kleine Drohnen mit Wärmebild-Kameras über dem eigenen Bahn-Gelände einzusetzen, angeblich um Graffiti-Künstler bei ihrer Arbeit zu filmen. Wer es glaubt, wird selig. Auch Imbissketten haben bereits Bedarf an Lieferdrohnen angemeldet. Und wenn der Millionenablöseirrsinn* für Fußballspieler so weitergeht, wird man sich mittelfristig überlegen müssen, ob sauber und präzise spielende Fußballerdrohnen nicht günstiger sind. Mal ganz abgesehen davon, dass die keinen Schnupfen kriegen. Schöne neue Welt. /// Stefan Werner

* Der walisische Jungstar Gareth Bale wechselt kurz vor Ende der Transferperiode für die Weltrekordsumme von 100 Millionen Euro vom englischen Premier-League-Club Tottenham Hotspur zum spanischen Rekordmeister Real Madrid.

Wir freuen uns über jeden!

hEFt stellt in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Diesmal waren wir in Sömmerda, einer Stadt, die in der Wirklichkeit viel hübscher ist, als sie von Erfurt, Weimar oder Jena aus klingt. Dort sprachen wir mit Thomas Klawun. Er ist ein Vorstand des Kunstvereins der Region Sömmerda e.V.

Auf Wikipedia heißt es über Sömmerda etwas zugespitzt, dass sich die Stadt im 19. Jahrhundert von einer unbedeutenden Ackerbürgerstadt zur Industriestadt gewandelt habe. Was ist Sömmerda heute? Die Stadt Sömmerda sagt über sich selbst: Technologie auf fruchtbarem Boden. Das steht jedenfalls aktuell auf der Homepage. Die Industrie ist seit der Wende relativ stark zurückgegangen. Die Stadt hat auch viele Einwohner verloren. 1989 waren es etwa 24.000, jetzt sind es knapp 20.000 und es werden immer noch weniger. Allerdings hat sich der Rückgang in den letzten Jahren sehr verlangsamt. Es gibt auch noch Industrie in Sömmerda, sie ist sogar relativ vielseitig, aber die großen Unternehmen, mit tausend oder mehr Beschäftigten, sind nicht mehr da. Und das fehlt natürlich auch in der Stadt. Aber jetzt wird, zusammen mit der Stadt Kölleda, ein großes Industriegebiet eröffnet. Da hoffen wir, dass es durch zusätzliche Einnahmen auch den Stadtfinanzen langsam wieder ein bisschen besser gehen wird, die Stadt ist ja chronisch pleite.

Spiegelt sich der Niedergang der großen Industrie im Selbstbewusstsein der Stadt bzw. der Bürgerinnen und Bürger wieder? Also in meinem nicht und ich spüre in meinem Umfeld auch nichts davon. Ich bin aber auch erst 2006 nach Sömmerda eingewandert, wenn man das so nennen will. Bei manchen Leuten, die wirtschaftlich nicht so gut dastehen, sieht das vielleicht anders aus.

Sömmerda war ja bis zum Ende der DDR fast 150 Jahre von der Industrie geprägt. Wird denn diese Industriekultur gepflegt? Ja, na klar. Im ehemaligen Verwaltungsgebäude des Büromaschinenwerks sind jetzt beispielsweise die Volkshochschule und die Berufsschule drin. Mit dem »Werk ohne Namen« gibt es eine ehemalige Fabrikhalle, wo Kulturveranstaltungen stattfinden. Der ehemalige Wasserturm ist Industriedenkmal. Dort wurde früher das Wasser hochgepumpt, damit in den Leitungen der Stadt ein gewisser Druck aufgebaut werden konnte. Da haben auch schon Ausstellungen stattgefunden. Wir sind auch interessiert, dort etwas zu machen, und stehen mit dem Betreuer des Objektes bereits in Kontakt.

Wie ist denn allgemein das kulturelle Klima in Sömmerda? Sömmerda hat eine große kulturelle Szene, es gibt viele Kunstschaffende, viele junge Leute, die Musik machen, sich dafür begeistern, und auch mehrere Malkreise. Das hat mich damals, als ich hierher gezogen bin, schon beeindruckt. Nur als Beispiel:

Der Frauenchor »Pro Musica« stellt sich gerade neu auf, weil er 50 Prozent mehr Mitglieder gewonnen hat, die alle singen lernen wollen. Der Frauenchor ist mit uns befreundet und wir machen viele Aktionen zusammen. Die Leiterin, Frau Haufe, hat mir erzählt, dass da sehr viele junge Frauen zwischen 17 und 36 Jahren dabei sind. Es ist mitunter natürlich trotzdem schwierig, auch für uns als Kunstverein, da wir ja etwas höherwertige Kunst anbieten, die Einwohner zu motivieren und zu begeistern.

Wie schätzen Sie das kulturelle Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene hier in Sömmerda ein? Es kommt immer darauf an, was damit gemeint ist. Es gibt ein Jugend- und Freizeitzentrum, und im Bürgerzentrum gibt es einige Vereine, die sich um Jugendliche kümmern, besonders auch um behinderte Jugendliche. Dazu das Alibaba, als Initiative für junge Arbeitslose. Das Freizeitzentrum macht relativ viel. Da kann man Gitarre lernen, Töpfern, Schlittschuhlaufen oder an Computerkursen teilnehmen. Aber was Veranstaltungen betrifft, da gibt's eher weniger. Zumindest ist das mein Gefühl. Ich bin aber auch nicht mehr der Jüngste. Zur Disco fahren die Jugendlichen dann eben nach außerhalb, da es das in Sömmerda eher selten gibt. Ein Kino gibt es in Sömmerda nicht. Ich weiß von einigen, dass sie zum Beispiel nach Erfurt fahren, um dort ins Kino und auf Partys zu gehen.

Sie engagieren sich im Kunstverein Sömmerda. Können Sie die Arbeit des Vereins kurz beschreiben? Wir fördern regionale Künstler und stellen Kontakte zwischen Künstlern der Region her. Wir organisieren Veranstaltungen und Aktionen vieler verschiedener Künstler und Genres. Die musischen und die gestalterischen Künstler können ja manchmal nicht so richtig miteinander. Diesen vermeintlichen Widerspruch versuchen wir aufzubrechen. Wir machen zum Beispiel Veranstaltungen, wo gestaltende Künstler ausstellen, und dazu gibt's dann musische oder auch tänzerische Kunst. Das gelingt uns sehr gut. Unseren Verein gibt es in dieser Form ja erst seit Mai 2011 und inzwischen kennt man uns in der Region und weiß: Ach, das ist der Kunstverein. Ich finde, das ist schon eine starke Leistung für eine so kurze Zeit. Der Verein arbeitet komplett ehrenamtlich und wir haben derzeit um die 30 Mitglieder im Alter von zwölf bis über siebzig Jahre. Sie kommen aus den verschiedensten Bereichen, vom einfachen Arbeiter, über den Pensionär, den Musiklehrer, Notar oder Arzt, da ist alles dabei und wir freuen uns über jeden, der sich beteiligen will.

Wie finanziert sich der Verein? Erhalten Sie Förderung von der Stadt? Von der Stadt nicht, da bekommen wir im Moment eher ideelle Unterstützung, worüber wir auch sehr dankbar sind. Wir haben dieses Jahr aber Förderung über Lottomittel vom Ministerium für Bau, Landesentwicklung und Verkehr, von der Ehrenamtsstiftung und der Sparkasse bekommen. Mit Sponsoring durch private Firmen ist es hier etwas schwierig. Aber da wollen wir in Zukunft auch mal an die etwas größeren Unternehmen aus der Region herantreten. Diese sollten ja ein Interesse an der Kultur haben, für viele Fachleute ist das kulturelle Angebot bei der Arbeitsplatzsuche inzwischen schließlich ein wichtiger Faktor bei der Entscheidung für eine bestimmte Stadt oder Region.

Was ist Ihr aktuelles Projekt? Unser nächstes Projekt ist das Kunstfest Ende September im Bürgerzentrum »Bertha von Suttner«. Es ist ein buntes Projekt, wo wir um ein traditionelles Marionettentheater aus Altenburg herum eine ganze Veranstaltung mit regionalen Künstlern gestrickt haben. Wir haben zum Beispiel das Quartett »Inkognito« sowie die Bläser-Klasse des Gymnasiums in Sömmerda und der Stadt- und Kreismusikschule mit dabei. Der Verein Bahirah wurde von uns eingeladen und wird mit seiner Kinder- und Jugendgruppe orientalische Tänze aufführen. Lena Kent, eine Sängerin aus Sömmerda, wird mit American Folk und Country dabei sein und Lutz Lehmann, ein Liedermacher aus Erfurt, mit historischem Liedgut unsere Besucher erfreuen. Letzterer nennt sich selber »Ludwig der Loudenslaher«, wird neben historischem Liedgut auch moderne Lieder aufspielen und nimmt dabei die Leute ein bisschen auf die Schippe. Zum Abschluss wird unsere eigene Jazzband, die Jazzformation »Kleeblatt«, für den musikalischen Ausklang des Abends sorgen. Am Samstag und Sonntag stellen regionale Künstler, wie zum Beispiel die Malkreise Sömmerda und An der Marke, ihre Werke aus.

Was wünschen Sie sich für den Verein für die Zukunft? Wir wünschen uns selbstverständlich noch mehr Mitglieder. Vor allem natürlich aktive, aber wir sind auch froh über jedes passive neue Mitglied. Ich wünsche mir eine bessere Zusammenarbeit mit der Stadt Sömmerda und dass wir auch die Wirtschaft als Unterstützer gewinnen können. Das ist alles noch ein bisschen ausbaufähig und ich glaube, das wird auch noch ausgebaut. Die Ideen sind auf jeden Fall da. Persönlich wünsche ich mir außerdem, dass die organisatorische Arbeit im Verein auf ein paar mehr Schultern verteilt wird.

Was wünschen Sie sich für Sömmerda? Dass die Altstadt, vor allem die südliche Altstadt, etwas mehr Beachtung findet. Dort haben wir das Problem, dass durch die schlechten Straßen die Häuser auch relativ schwer verkäuflich sind und zunehmend verkommen. Es sind zwar schon sehr viele Häuser saniert, aber es gibt immer noch die eine oder andere Ecke, wo etwas getan werden müsste. Und ich wünsche mir, dass das neue Industriegebiet mit Kölleda ein Erfolg wird, dass wir mehr Leute in Lohn und Brot bekommen und dass das Lohnniveau, was hier relativ niedrig ist, steigt. /// **Interview: Julia Klimkeit und Alexander Platz**



Thomas Klawun (Mitte), ein Vorstand des Kunstvereins Sömmerda

Foto: Kunstverein Sömmerda



Spartenübergreifend: Jazz mit Fettbemme

Konturen und Details

Der Verband Bildender Künstler Thüringen e.V. (VBK) ist mit 350 Mitgliedern die größte Organisation professioneller Kunstschaffender in Thüringen. Er berät, vermittelt und unterstützt Künstlerinnen und Künstler aller Genres der bildenden Kunst. In der Verbandsgalerie auf der Krämerbrücke finden monatlich wechselnde Ausstellungen statt – wir werfen einen Blick voraus

Eine Blume ist eine Blume ...

Meist werden Blumen eingebettet in die sie umgebende Natur wahrgenommen, auf einer Sommerwiese oder im gebundenen Strauß. Man empfindet die Farbtupfer in ihrer Gesamtheit als Akzente einer sattgrünen Vegetation.

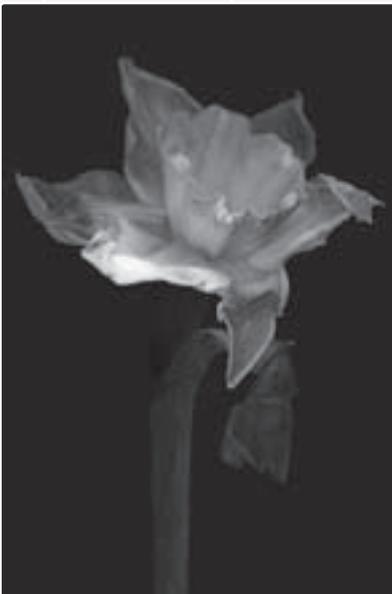
Nicht so bei Gisela Nerlich-Kunzendorff! Sie zoomt sich eine einzige Blüte aus der Farbensinfonie heraus, verleiht ihr durch kunstvolle Ausleuchtung eine fast magische Anmutung und betont diese noch durch einen dunklen Hintergrund. Der Blick schweigt im Wesentlichen. Ihre Blumen sind wahrer als die wirklichen.

Der ursprüngliche Beruf der Künstlerin war Augenärztin. Fast sollte man meinen, ihre Fotografien wären ein besserer Balsam fürs Auge als die Heilmethoden der Schulmedizin. Eine ihrer letzten Ausstellungen trug den Titel »schön«. Die aktuelle sollte heißen: EINFACH SCHÖN.

Außer Medizin studierte die Künstlerin auch Kunstgeschichte und Fotografie in Weimar und Erfurt. Gemeinschaftsausstellungen in Weimar, Fulda, Gotha und Gera, sowie zwei große Einzelausstellungen in Weimar. Ihre Fotografien sind im Oktober in der VBK-Galerie zu sehen.

Gisela Nerlich-Kunzendorff,
Fotografien, 30.9. bis 26.10.2013
// Waldemar Franz Rösch,
Zeichnungen, 28.10. bis
23.11.2013
// Weihnachtsausstellung vom
25.11.2013 bis 4.1.2014

Blütenfotografien von
Gisela Nerlich-Kunzendorff



Ateliergröße: 1,125 Quadratmeter

Ein Tag im Mai. Oder im Juni? Novemberlicht um 11 Uhr 32. Regenschlieren an der Fensterscheibe. Zum Frühstück Joghurt gegessen. Eine träge Stubenfliege putzt Flügel. Stahlgrauer Akzent aus Ultramarin und Elfenbeinschwarz gemischt. Arbeitslicht angeknipst: Ein wenig Neapelgelb darüber. Mehr Licht!

Diffuse Konturen aus dem Tintenfass. Die Fliege fliegt. Weg! Sie wird von Hoffnung überlagert. Oder doch nicht?

Waldemar Franz Rösch zeichnet Tagebuch. Minutiös, sekundös. Das Papier füllt sich. Bis zu drei Monate passen auf ein Blatt. Ein Vierteljahr Leben. Höhen und Tiefen. Dicht und bewegt. Chaotische Ordnung auf 150 x 75 cm Zeichentischgröße. Sein Atelier. Mehr braucht er nicht.

Mensch! Hüte dich, eine Tapete zu sehen. Oder eine Landkarte. Nimm dir Zeit! Guck hin. Vertiefe dich ins Detail. Lerne den Künstler kennen. Und finde dich selbst in den Bildern wieder.

Rösch studierte an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg und hatte bisher zahlreiche Einzel- und

Gemeinschaftsausstellungen. Der Künstler arbeitet in Meiningen und Berlin. In Erfurt sind seine Zeichnungen im November zu sehen.

Kunst statt Krawatte?

Vielschichtig ist die Kunstszene in Thüringen. Wie jedes Jahr belegen das Künstler in der Verbandsgalerie mit Malerei, Grafik, Skulptur, Keramik, Schmuck, Glasobjekten, Assemblagen und und und. Im Dezember gibt es die Weihnachtsausstellung. Zum Anschauen und Genießen. Vielleicht entdeckt der Kunstfreund ein alternatives Weihnachtsgeschenk? Die Preise bewegen sich zwischen Krawatte und 3D-Fernseher. /// **Frank Ruprecht**

Verbandsgalerie des VBK, Haus zum Bunten Löwen, 99084 Erfurt, Krämerbrücke 4 /// www.kuenstler-thueringen.de

Waldemar Franz Rösch bei der Arbeit ↓



Meine Kultur und Deine Kultur

Seit sechs Jahren gibt es in Thüringen das bunte Meine-Kultur-Festival. Es vereint alle möglichen soziokulturellen Bereiche und Aktivitäten miteinander und ist in diesem Jahr gänzlich ein Wanderfestival

Vorstellungen davon, was Kultur ist, gibt es viele. Und weil jeder eine eigene, ganz persönliche Idee davon hat und mit dem Begriff ganz Unterschiedliches verbindet, gibt es das Meine-Kultur-Festival. Auf dem seit 2008 jährlich stattfindenden Festival sollen alle (sozio-)kulturellen Netzwerke Thüringens zusammengeführt werden. Als ein Fest angedacht, wurde »Meine Kultur« 2008 durch die LAG Soziokultur Thüringen e.V. anlässlich ihres 15jährigen Jubiläums ins Leben gerufen. »Meine Kultur« sieht sich als eine Art Sprachrohr für die unterschiedlichsten soziokulturellen Formate in Thüringen. Das Festival soll Aktivitäten der Vereine für die Öffentlichkeit sichtbar machen und aufzeigen, wann, was, wo und wer Soziokultur in Thüringen gestaltet und an seiner Entwicklung mitwirkt. Zum bunten und lebendigen Programm gehören Tanz, Musik, Theater, Film, Sport und außergewöhnliche Aktionen in der Öffentlichkeit.

In den Jahren 2008 und 2009 fand es in ganz Thüringen statt. Da es 2008 das Interesse vieler Menschen weckte, wurde aus dem Jubiläumsfest eine jährlich stattfindende Veranstaltungsreihe, so 2010 in Gotha, 2011 in Jena und 2012 in Steinach. Die Besonderheit in diesem Jahr ist, dass es über das ganze Jahr verteilt und thüringenweit stattfindet.

Ein gelungener Auftakt war bereits die Veranstaltung »PAP-Pillion – Kultur flattert durch die Alte Papierfabrik« in Greiz. In der Alten Papierfabrik bekamen die Besucher einen Einblick in die damalige Produktion von Papier und die Vielseitigkeit soziokultureller Arbeit in Greiz heute. Das PAPPillion-Programm, auch als erste von drei »Werkstätten« bezeichnet, drehte sich mit einer Dunkellegung, Tanzperformances und Kurzfilmen natürlich rund ums Thema Papier. Am 3. Oktober lädt die LAG zur zweiten »Werkstadt« nach Rudolstadt ein. An bekannten und wiederentdeckten Orten werden in der Rudolstädter Innenstadt Geschichten aus dem Leben erzählt und live vertont.

Ein interaktives Hörspiel soll entstehen und auch die Besucher können ein Teil davon werden. Die dritte »Werkstadt« eröffnet am 11. Oktober in Schmalkalden. Hier wird es eine Kurzfilmwanderung geben, bei der mittels mobiler Projektionstechnik an freien Wänden auf den Straßen Schmalkaldens Kurzfilme gezeigt werden. Wer also diese Art von Kino besuchen möchte, muss gut zu Fuß sein und sich jeden Film erlauben.

Am 18. Oktober ist »Meine Kultur« im Rahmen des KulturLEERgangs in Erfurt zu Gast. Bei diesem Gang durch die Stadt werden leerstehende Gebäude angeschaut, um zu prüfen, ob sie noch nutzbar sind oder nutzbar gemacht werden können. Hierbei steht die Erschließung neuer Kulturräume für bereits bestehende Initiativen sowie für noch wachsende Projekte im Vordergrund. Mit Experten der Stadtplanung und Architekten sollen die leerstehenden Gebäude Erfurts wieder neu belebt werden. Dies soll jungen Menschen Möglichkeit und Chance bieten, ihr kulturelles Engagement für die Stadt zu etablieren.

Ebenfalls im Rahmen von »Meine Kultur« wird der »KulturRiese-Förderpreis für Soziokultur in Thüringen« jährlich verliehen. Da nur wenige soziokulturelle Vereine genügend öffentliche Würdigung erfahren, soll diese Preisverleihung junge Menschen für ihr besonderes Engagement im soziokulturellen Bereich ermutigen und für ihre Arbeit gebührend auszeichnen. Der mit 1.111 Euro dotierte Preis wird nun bereits zum sechsten Mal verliehen. Preisträger der vergangenen Jahre waren unter anderem der Kulturverein Alte Papierfabrik Greiz e.V., der Schwarzwurzel Kulturverein e.V. aus Steinach und der Verein art der stadt Gotha e.V. Die Bekanntgabe des diesjährigen Gewinners findet zur Abschlussveranstaltung am 16. November in Erfurt statt. /// **Julia Klimkeit**

www.meinekultur.info

MEINE KULTUR

Die hohle Drohndrohung der Deutschen Bahn

Sprayer in ganz Deutschland horchten auf, als die Deutsche Bahn Ende Mai in der BILD-Zeitung ankündigte, in Sachen Graffiti »neue Wege gehen« zu wollen

Ab und an mag es ja tatsächlich vorkommen, dass einer einen guten Einfall hat, umzudenken beginnt und sämtliche bisherigen Irrtümer und Fehlschläge zu korrigieren versucht, indem er alternative Lösungsmöglichkeiten in Betracht zieht. Neue Wege – das klingt nach einer Neuorientierung, nach Strategiewechsel, das klingt, als wolle die Bahn vielleicht einmal einen Dialog mit der Szene versuchen. Schließlich kamen die Worte von einem klugen Mann: Prof. Gerd Neubeck. Der ehemalige Berliner Polizeipräsident und jetzige Sicherheitschef bei der Deutschen Bahn gilt als Experte in Sachen Kriminalprävention. Aber auch kluge Leute, die mit Dokortiteln und Polizeiorde dekoriert sind, haben bisweilen saudumme Ideen. Und so wird die Deutsche Bahn, anstatt sinnvolle Graffiti-Prävention zu betreiben, künftig eine neue Waffe im Kampf gegen die Writer in Stellung bringen. Die neuen Wege führen die Bahn in die Lüfte, wo künftig lautlose Drohnen Patrouille fliegen werden. Zwar wurden die Killerdrohnen für die Zwecke der Deutschen Bahn entmilitarisiert und werden an Stelle von Waffensystemen mit Wärmebildkameras ausgerüstet sein, ein fader Beigeschmack bleibt bei Datenschützern und Menschenrechtlern dennoch zurück. In Zeiten, in denen der Staat zur Terrorprävention mal eben das gesamte Internet überwacht, tut ein Konzern, wie die Deutsche Bahn, Not, dessen Drohnen uns zukünftig aus der Luft beobachten werden – zur Graffiti-Prävention. Geht es eigentlich noch unverhältnismäßiger?

Aber um die aufgebrachtten Gemüter gleich mal zu beruhigen: Die Deutsche Bahn hat einen sehr guten Grund für den Einsatz von Spionagetechnologie. Prof. Gerd Neubeck verkündete nämlich, dass der Bahn jährlich ein Schaden in Höhe von 7,6 Millionen Euro durch Graffiti entstünde. Belege für diese Zahl gibt es zwar keine, aber angenommen, sie würde stimmen, so bedeutete dies, dass Jahr für Jahr auf einen Streckenkilometer des Bahnnetzes circa 230 Euro Graffiti-Schaden entstünden. Das klingt ja mal gar nicht so viel.

Die 60.000 Euro, die eine einzelne Drohne hingegen allein bei der Anschaffung kostet, sind da schon eine andere Hausnummer. Aber effiziente, hochklassige Technik kostet eben ein klitzekleines bisschen mehr. Seit der Affäre um die Militärdrohne Euro-Hawk ist allgemein bekannt, dass sich die Technik wunderbar als Millionengrab eignet. Ein Metier, mit dem die Deutsche Bahn bestens vertraut ist, schließlich vergräbt sie in Kooperation mit dem Land Baden-Württemberg gerade einige

Milliarden in der Stuttgarter Innenstadt. Aber zurück zum Thema. Für 60.000 Euro kann so ein kleiner Flieger natürlich allerhand: 80 Minuten Flugzeit in denen bis zu 40 Kilometer Strecke bewältigt werden können. Problematisch ist allerdings, dass »Writer« in der Regel zwischen 22 Uhr abends und 5 Uhr morgens aktiv werden. 80 Minuten Flugzeit sind da bei weitem nicht ausreichend. Um eine 40 Kilometer lange Bahnstrecke die ganze Nacht hindurch graffitisicher zu machen, benötigt man gut und gerne fünf Drohnen, bzw. 300.000 Euro. Dumm nur, dass das Schienennetz der Deutschen Bahn rund 33.300 km umfasst. Aus wirtschaftlicher Sicht ist eine flächendeckende Drohnenüberwachung damit also absolut ausgeschlossen, zumal zu den Kosten für die Anschaffung noch Wartungsgebühren und Löhne für Drohnenpiloten hinzukommen würden. Einzig und allein für den Einsatz in Schwerpunktgebieten würde sich daher ein Drohneneinsatz anbieten.

Aber es gibt noch weitere Gründe, warum die Deutsche Bahn mit dieser Art der Graffiti-Prävention scheitern wird: rechtliche. Aus Datenschutzgründen ist der Einsatz der Drohnen nur über dem Gelände der Deutschen Bahn zulässig. Im Falle einer Verfolgungsjagd etwa, muss die Drohne den Flug abbrechen, sobald der flüchtende Sprayer das Hoheitsgebiet der Bahn verlässt. Andernfalls würde sich die Deutsche Bahn strafbar machen. Eine Drohne allein ist selbstverständlich auch noch keine Garantie für die Festnahme eines Sprayers. Den müssen schließlich immer noch menschliche Sicherheitskräfte ergreifen. Für 60.000 Euro erkaufte sich die Bahn also lediglich einen kleinen Wissensvorteil, nicht aber ein graffiti-freies Bahngelände.

Was bleibt, ist eine hohle Drohung, die der Deutschen Bahn mehr Kosten verursachen wird, als sie der Graffiti-Szene ernsthafte Angst machen könnte. Züge werde weiterhin bemalt werden, nicht zuletzt, weil für viele »Writer« auch das Abenteuer zählt. Allein die bloße Vorstellung, dass dich eine Drohne beobachten könnte, während du im Begriff bist, einen »Wholecar« zu sprühen, pumpt Adrenalin ins Blut. Und wenn es dann doch wieder geklappt hat, ist die Anerkennung in der Szene umso größer.



Kameras machen eine Stadt nicht sicherer. Das beweist uns London. Waffen machen Verbrechen nicht unwahrscheinlicher. Das beweisen uns die USA. Die Präventionsversuche der Deutschen Bahn mögen auf modernster Technik beruhen, aber die Idee der Einschüchterung, die ihnen zugrunde liegt, ist alt, kostspielig und nicht im geringsten zielgerichtet. Graffiti ist nicht zuletzt eine rebellische Kunstform, die sich ihrer Illegalität mehr als bewusst ist. Eine weitere Kriminalisierung, die durch diese Art der repressiven Präventionspolitik hervorgerufen wird, bewirkt am Ende womöglich sogar, dass Graffiti-Sprayer künftig noch besser organisiert sein werden. Vielleicht geht es Prof. Gerd Neubeck irgendwann einmal auf, dass die Grundidee seines Konzeptes vollkommen am Ziel vorbei geht. Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung, heißt es im deutschen Volksmund, auch wenn es eine späte Einsicht ist. Und – Hand aufs Herz – etwas anderes als eine verspätete Einsicht kann man von der Deutschen Bahn ja wohl auch kaum erwarten, oder? /// Mawrik

Mawrik ist ein Streetart-Künstler aus dem Raum Erfurt. Seine Bilder stehen häufig im Kontext aktueller gesellschaftlicher Themen. Grundsätzlich folgen seine Bilder einem künstlerisch-ästhetischen Prinzip und sind daher nicht ausnahmslos gesellschaftskritisch interpretierbar. Weitere Bilder findet ihr auf Facebook.

Foto: privat



Neues aus Rom

Krieg durch Demokratie oder: Warum nie wieder gegen Irak!

Oma Pina kann ihren Ohren nicht trauen: »Wir führen schon wieder Krieg gegen die Assyrer! Schon wieder! Hatten das nicht Alexander der Große und seine Leute bereits erledigt? Warum haben wir nicht die Erde mit Salz bestreut, so wie wir es in Karthago gemacht haben? Hatte der liebe Gott in den Siebziger Jahren Babylon nicht mit Puffbohney M zerstört? Warum müssen wir immer wieder Geld für dieselbe Scheiße ausgeben?«

Lauretta lacht: »Mutti, das erledigen die Amis für uns. Wir müssen nur zustimmen und dann fliegen die über das Land und machen alles platt. Es sind aber nur die Syrer, nicht die Assyrer!«

Oma Pina grunzt: »Diese neue Weichsprache treibt mich in den Wahnsinn! Es sind Asis und Syrer, deshalb Assyrer, so wie Aschöna für die Opel aus Schöna, woher die Asis kommen!«

Lauretta belehrend: »Dann die Sache mit dem Salz verstreuen ... das geht nicht gut, die kommen dann alle zu uns mit ihren Tretbooten und wollen bei uns leben. Die sind dann überall auf der Straße, diese verdammten Karthaginenser, die nun Tunesier heißen. Die Frage ist eher, ob wir wieder einen Krieg wollen, bei dem von vornherein klar ist, dass es keine Sieger, sondern nur Verlierer geben wird und wir nicht einmal ganz sicher sind, wer die Guten und die Bösen sind. Doch so ist es immer bei den Amis, wenn sie Demokratie stiften wollen, dann gibt es zuerst ein Massaker.«

Oma Pina nickt nachdenklich. Mittlerweile haben Mutter und Tochter Sor Gaetanos Kneipe betreten. Die Sonne scheint verlegen auf einen milden September, Autos tuten fröhlich vor sich hin auf dem Weg zum Kolosseum, der vom neuen Bürgermeister eigentlich versperrt wurde. Außer für Autos mit einer Sondergenehmigung, die allerdings von der Druckerei eines lokalen Fußballfanmagazins binnen Stunden millionenfach vervielfältigt wurde.

Oma Pina munkt: »Deshalb wollen wir keine Demokratie bekommen. Bei uns sind Krankenhäuser und Straßen bereits tödlich genug, Barack Obama interessiert sich nicht für uns.«

Sor Gaetano ist anderer Meinung, denn er kennt die Welt. In seiner Jugend arbeitete er fünf Jahre lang als Mensa-Gehilfe auf einem Kreuzfahrtschiff und hat von der Brücke aus viele Länder gesehen, ohne sie zu betreten: Ägypten, Zypern, Israel, das ganze Mittelmeer. Das macht aus ihm in seinem Viertel einen Experten in Sachen Geopolitik schlechthin: »Wir haben keine Ölvorkommen, sonst würden die auch bei uns die Demokratie einbomben und es wäre vorbei mit dem Halligalli um Berlusconi, Monti, Grillo, Bersani und wie sie alle heißen!«

Alle schauen betreten zu Boden. Lauretta seufzt: »Deshalb musste mein Mario nach Afghanistan gehen. Dort kriegt man Geld, um Demokratie herbeizubomben. Man kriegt das Geld so oder so, egal, ob das Land dann demokratisiert wird oder nicht.« Oma Pina erhebt sich: »Dein Mario ist ein Held! Solche Männer braucht das Land!«

Sor Gaetano tischt zwei mit Milch verdünnte Kaffees auf und erwidert: »Afghanistan ist eine Scheiße, wir können dort niemals siegen. Wenn Italiener und Deutsche gemeinsam Krieg führen, dann geht das bekanntlich schief.« Doch Oma Pina läßt sich nicht beirren: »Das muss nicht immer so bleiben. Diesmal haben schließlich auch die Deutschen sofort die Seite der Amerikaner gewählt. Egal. Ich will keinen Krieg gegen die Assyrer. Er kostet Geld und früher oder später, wenn wir weiter so lärmig sind, werden die Amis auf uns aufmerksam und versuchen, auch uns zu demokratisieren. Nein, nein. Deshalb wähle ich immer Berlusconi. Der weiß Bescheid. Der tut nur so, als wäre er gaga. In Wirklichkeit ist er ein Hurensohn, der seinesgleichen sucht. Er leckt die Hand von Putin und Obama, tätschelt die Merkel und liebäugelt mit den Chinesen. Silvio weiß, wofür wir gut sind: bumsen. Den Sport kann man auch im Liegen praktizieren und damit macht man sich nur Freunde. Das sage ich immer: Gib den Amis schöne italienische Frauen mit Rückgrat, und dann wollen wir mal sehen, ob sie immer noch nach Krieg und Demokratie streben, diese Trottel!« /// Paolo Fusi











ERFURTSTAGRAMS
4 Fotografien
Nils Meinhardt

Vom Hautflügler zum Euro-Honk

Von Peter Lauensteiner

Die Drohne? Eigentlich schon verkehrt, denn korrekt heißt es der Drohn, und das erscheint auch naheliegend, handelt es sich doch um ein männliches Tier. Und zwar das der staatenbildenden Hautflügler, fachsprachlich Hymenoptera, allgemein bekannt als Honigbienen, Hummel, Hornissen und Wespen.

Dieser Drohn, oder eben umgangssprachlich die Drohne, macht nicht besonders viel, lümmelt vielmehr parasitär im Staate neben Königin und Arbeiterinnen rum und beteiligt sich nicht an irgendwelchen Gemeinschaftsaufgaben, und schon gar nicht an dem, wofür Bienen eigentlich bekannt und geschätzt sind, nämlich dem Einheimsen von Pollen und Nektar. Nicht mal einen Giftstachel hat der Kerl.

Nein, Freund Drohn(e) ist allein dafür zuständig, die Königin zu begatten, das tut er immerhin mit Hingabe, denn nach dem Geschlechtsverkehr, der bei Bienen im Fluge stattfindet, ist's schon flugs vorbei mit dem Drohnenleben. Aber auch für die noch übrigen Männchen heißt es bald »Raus, was keine Miete zahlt!«, denn ab der Sommersonnenwende, nachdem es der Königin ausreichend besorgt wurde, werden die nun unnützen Esser von den Arbeiterinnen kurzerhand vor die Tür gesetzt, wo sie mangels Fähigkeit zur Selbstversorgung alsbald verschmachten. Ja, die Natur erlaubt sich nun mal keine Sentimentalitäten – und das tut die andere Drohne auch nicht, dafür wurde sie von technisch versierten Menschen geschaffen, und hat es in letzter Zeit zu größerer Bekanntheit gebracht als sein natürlicher Namensgeber.

Wann das unbemannte, ferngesteuerte Flugzeug erstmals Drohne genannt wurde, ist kaum noch zu ermitteln, ebenfalls im dunkeln liegt, was zu dieser Namensgebung bewog, wenn man mal von der in Deutschland waltenden Neigung absieht, wehrtechnische Produkte nach dem Tierreich zu benennen – vom »Landkreuzer Ratte« bis zum weltweit geschätzten »Leopard« wimmelt es von Namen aus der Fauna. Pate bei der Namensgebung mag vielleicht die Überlegung gestanden haben: »Ha, das Ding fliegt, und hat nur einen bestimmten Zweck.« Aber das ist Spekulation. Drohne klingt wahrscheinlich einfach besser als *unmanned aerial vehicle*, kurz *UAV*, als das man sie im englischen Sprachraum kennt. Bekannt vielmehr ist, dass bereits die Royal Air Force im Jahr 1931 unbemannte Flugzeuge als Ausbildungsziel für Jagdpiloten einsetzte.

So richtig Karriere machte die Drohne jedoch erst in den Nullerjahren des 21. Jahrhunderts. Im sogenannten »Krieg gegen den Terror« wurde die Drohne zum Mittel der Wahl, wobei es nicht wie anfangs bei der Verwendung zur Aufklärung blieb, sondern die aus dem sicheren Hinterland mittels Rechner und Satellitenfunk gesteuerten Luftfahrzeuge zu waffenstarrten Kampfmaschinen aufgerüstet wurden. Seitdem erlaubt es insbesondere der US-Luftwaffe im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet, mutmaßliche Terroristen nach guter alter Wildwest-Manier praktisch aus dem Hinterhalt abzuknallen, anstatt sich mit solchen Petitessen wie Gerichtsverhandlungen aufzuhalten. Auf diese Weise sollen schon etliche namhafte Taliban-Führer ins Jenseits befördert worden sein, nicht bekannt ist hingegen, wie viele zufällig in der Nähe stehende Zivilisten als »Kollateralschäden« mit weggeschossen wurden.

Wenngleich die Piloten bei ihren Einsätzen nicht mehr in engen Cockpits sitzen, sondern vielmehr, den Kaffeebecher neben dem Computer, in einem Bunker in

Oklahoma oder anderswo, und nicht mehr Angst haben müssen, dass ihnen der Taliban den Pilotensitz unterm Hintern wegschießt, soll auch dies zu erheblichen psychischen Belastungen führen.

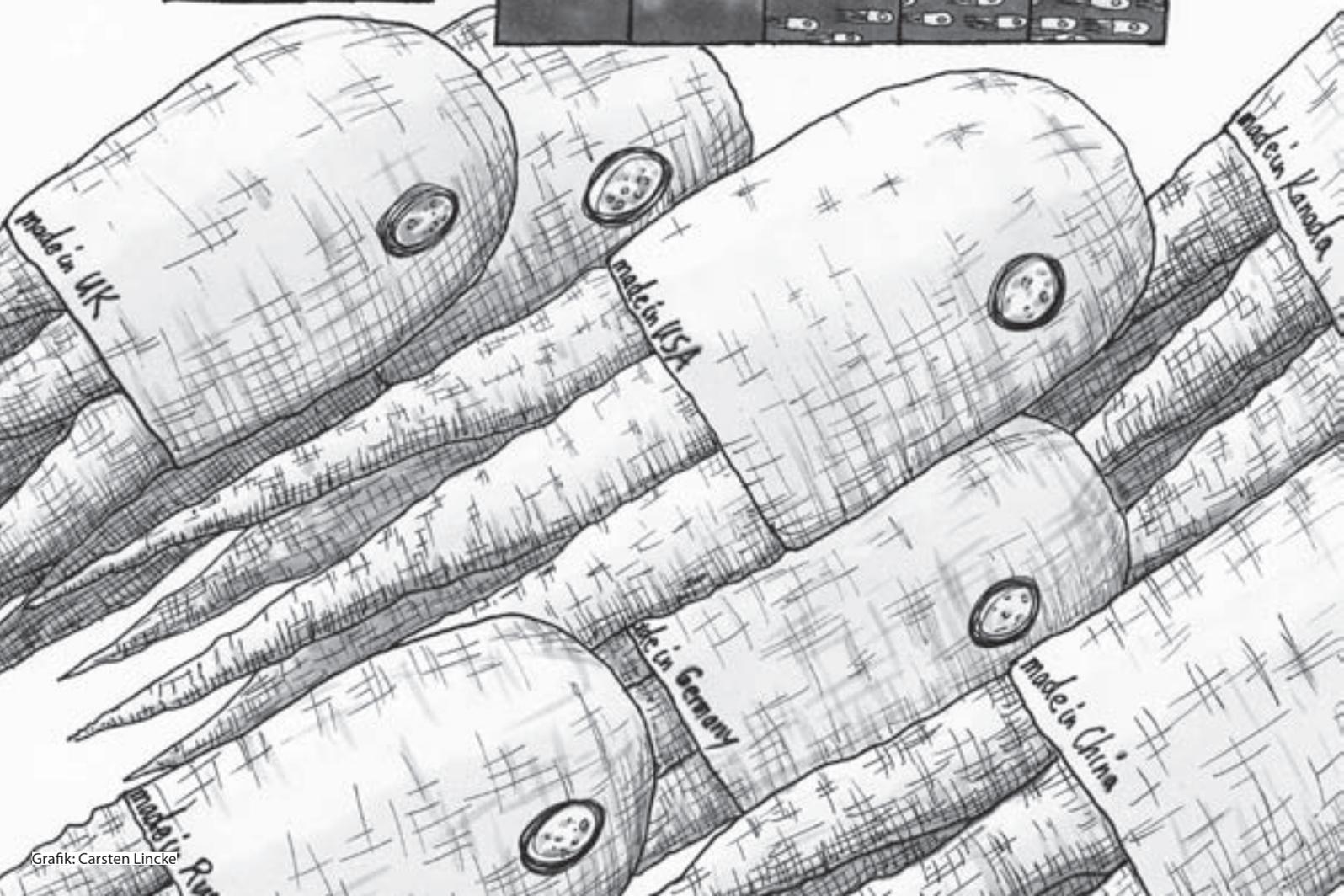
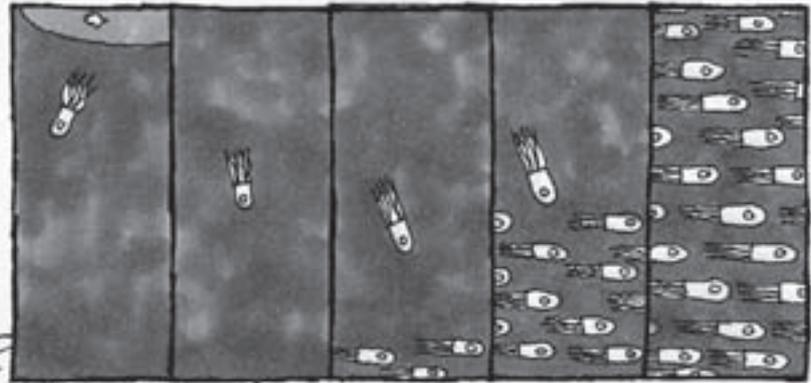
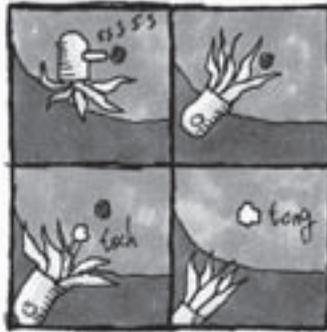
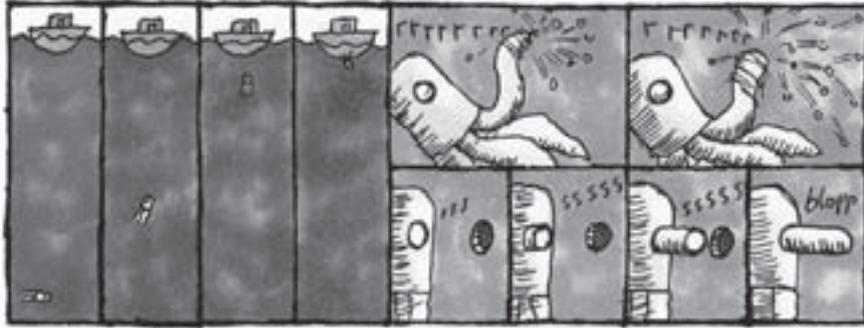
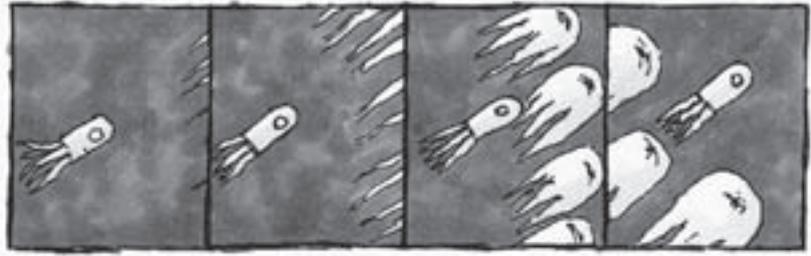
Bei der Bundeswehr waren Drohnen im Kosovo-Krieg erstmals Ende der Neunziger Jahre als Aufklärer im Einsatz. Größte Bekanntheit erlangte jedoch unlängst das Projekt »Euro-Hawk« – da wurde das Insekt auf einmal zum Vogel, aber egal –, nachdem sich herausstellte, dass eine ganze Reihe deutscher Verteidigungsminister für eine Großdrohne, die niemals die nötige militär- und luftverkehrsrechtliche Zulassung bekommen würde, eine Summe von über einer halben Milliarde Euro in den Sand gesetzt haben und sich der zur Zeit des Redaktionsschlusses dieses hEFtes aktuelle Amtsinhaber Thomas de Maizière zum Euro-Honk machte.

Drohnen sind heute und vermehrt auch in Zukunft in allen möglichen Größen und Konstruktionsarten im Einsatz – vom Großflugzeug zum Minihubschrauber, und zwar nicht nur für militärische Zwecke, sondern auch für polizeiliche, geheimdienstliche, aber auch im Dienste der Wissenschaft und des Katastrophenschutzes.



Grafik: Eugenia Heim

[be]d roh ren



Bitternis essen

Von Daniel Homes

Nur ein Licht brennt in seinem Zimmer, es verliert sich, bevor er etwas sehen kann. Hier steht er heute Nacht und schaut auf die Gasse, die von Laternen und blätterlosen Bäumen gesäumt ist. Sie reiben sich noch einmal aneinander, bevor sie endgültig für Monate erstarren werden. Die Kälte und der Wind lassen die Menschen in ihren Häusern verharren. Er vermutet, dass nur seine Wohnung beleuchtet und nun von dem kleinen Park aus zu sehen ist, und, sollte ein Mensch mit seinem Hund dort unten seiner Wege gehen, er ihn hier oben stehen sehen kann.

Schleichend spürt er den Rausch, der den unerträglichen Tag allmählich in ein Lied verwandelt. Das vollkommene Überdauern der Zeit, mit ihrer ganzen Figur aus Vergangenen, wird jetzt zu einer verschwommenen Wahrheit, die unaufhaltsam in ihm aufzusteigen scheint. Er senkt langsam seinen Kopf auf die Höhe seines Glases und sieht jetzt die Süße des Schnapses, die er fürchtet wie ein Verdurstender die Hitzewellen der Wüste.

Er zieht seine Jacke an und tritt vor das Haus, schaut noch einmal zu seinem Fenster und geht, unbemerkt von allen anderen, durch den Park. Es sind die täglichen einhundert Schritte durch die Unterführung, an deren Ende er in der Welt von Frau Chen ankommt. Öffnet er die alte Glastür, stehen am Eingang Hunde und ein schwarzer Panther aus Porzellan, so groß wie Schulkinder. Sie sitzen da, still, mit Staub bedeckt, mit dem immer gleichen Fletschen der Zähne. Heute geht er an ihnen vorbei, streicht mit der Hand über den Kopf des Panthers und sagt leise: »Brav«. Frau Chen ist gewöhnlich noch im hinteren Raum des Ladens. Er kann nur Blicke in ihr Leben werfen, wenn sie durch die Glocke an der Tür auf sein Eintreten aufmerksam wird und durch den schweren Vorhang aus rotem Stoff tritt. Dann sieht er asiatische Männer und Frauen auf einem alten Sofa sitzen. Sie rauchen, trinken Tee, und mit einem Mikrofon in der Hand singen sie Lieder. Manchmal schließt er die Augen, um besser hören zu können, dann dringen die schrillen Töne und das Gelächter zu ihm und hallen nach, bis er wieder zu Hause angekommen ist. In der Mitte des Getränkelaadens stehen Türme von Bierkästen. In langen Regalen, die schon seit Jahren ungenau gezimmert bleiben und bis weit unter die Decke reichen, stehen hunderte Flaschen süßen Weines, schweren Alkohols und Zigarettenschachteln. Dazwischen drängen sich verschmutzte Gegenstände, die gekauft werden können. Schriftrollen hängen vor den Flaschen, so dass er sie mit einer Hand wegschieben muss, um an den billigen Wein zu kommen.

Sie fragt ihn heute: »Geht gut?« Er schaut zu ihr, sein Gesicht an das Regal gepresst, und sagt: »Ja, ja, es geht«. In dem ungeputzten Schaufenster schlängeln sich durchsichtige Wasserschläuche mit kleinen roten und grünen Glühlampen an müden Pflanzen vorbei. Dieses Licht blinkt in ihr Gesicht und lässt sie heute jünger, aber nicht weniger streng und bedrohlich erscheinen. Er gibt ihr einen Schein und überlässt ihr eine Handvoll Kleingeld, da er schon zu angetrunken ist, um es wieder einzustecken. Sie lächelt heute fast unbemerkt. Trotzdem gleicht ihr Gesicht einem alten Lederball.

Mit der Flasche unter seiner Jacke lässt er die Tür hinter sich zufallen und geht hinaus auf die Straße, die den Anschein eines vor den letzten Zügen stehenden Schachspiels hat. Vereinzelte Gestalten, die ohne festes Ziel auf dem Asphalt herumirren und sich etwas Übergeordnetem ergeben haben. Sein Blick fällt auf die Erscheinungen, die sich als Kreise rings um die Laternen bilden. Wie er da so steht, bemerkt er kaum, dass ein Mann an ihm vorbeigeht, der einen zitternden Köter an einer Leine hinter sich her zerrt.

Er verengt seine Augen, wankt leicht im Wind vor und zurück, und die Kälte fährt unter seine Kleidung. Erinnerungen an das Haus, in dem er aufwuchs, als er klein und mager auf dem Steinboden des Flures lag, steigen in ihm auf. Noch immer spürt er die kühlen Winde, die über einen Acker durch die Ritzen unter der Tür hindurch in sein Kindergesicht bliesen. Er bedeckt mit einer Hand ein Auge, das andere kneift er mühevoll zusammen und schaut durch seine zu einem Loch geformte Hand. Er glaubt, jetzt die Kreise irgendwie einfangen zu können.

In Schwärmen werden wir sein

Von Stefan Petermann

Menschen sind am besten als Zahlen zu ertragen. Keine Leidenschaften, keine Absichten, keine Abgründe, keine Anbetung von Fernsehköchen, kein Hass auf Fußballvereine, keine Ponyfrisuren. Stattdessen: Die Haut eines Erwachsenen hat eine Oberfläche von 2 m² und ein Gewicht von 4 kg. Jeder Mensch beherbergt ca. 100 Billionen Bakterien. Die Fingernägel wachsen im Laufe des Lebens um maximal 4 Meter. Bis zum 10. Lebensjahr wird alle 2 Stunden ein neues Wort erlernt. Ein 75jähriger verdaut das 500fache des eigenen Körpergewichts an Nahrung. Der durchschnittliche Deutsche schläft 25 Jahre seines Lebens, steht 6 Monate im Stau, nimmt 3 Monate an Vereinssitzungen teil und küsst 2 Wochen lang.

Deutschland ist am besten zu ertragen, wenn es aus Zahlen besteht. Besonders von oben. Kein blauer Norden, keine grüne Mitte, kein bergiger Süden, keine Straßen, Städte, Dörfer, keine Denkmäler, Mehrzweckhallen, Kirchen, keine Gewerbeflächen, Kletterparcours, Dritte-Welt-Läden. Deutschland ist allein ein Netz aus Koordinaten.

Menschen sind Zahlen. Jeder Mensch befindet sich an zu einem bestimmten Zeitpunkt an genau einem Ort. Und jeder Ort ist für mich zugänglich. Jeder erträgliche Mensch ist genau eine Koordinate und jede Koordinate genau eine Zahl. Und mit Zahlen kann ich umgehen.

All die Menschen 7,5 Kilometer unter mir, all diese Menschen an diesem Ort, Koordinaten auf engstem Raum. Ein Platz ist das, ein riesengroßer Platz inmitten dieser riesengroßen Stadt mit Fernsehturm, goldener Säule, einer Kuppel aus Glas, den vielen alten Neubauten, einem Fluss, Chausseen und S-Bahn-Strecken. Aber an diesem Platz sind die Menschen jetzt und stehen in diesem Augenblick vor einer Bühne und hören zu und tuscheln und schauen und staunen, und manche denken nach, manche nicht, manche tunken Würste in Senf, andere halten Smartphones in die Luft, um ein Bild von sich für alle Zeiten festzuhalten.

Wäre ich nur anders. Sonst bin ich anders. Viel gefasster. Aber heute, heute fühle ich mich seltsam. Dabei ist *seltsam* keine Kategorie für mich. Oder *fühlen*. Oder *ich*. Ich bin nicht. Ich funktioniere. Aber heute: Als wäre ich nicht ich selbst. Als würde jemand versuchen, Kontrolle über mich zu erlangen. Versuchen, mich zu diktieren.

Das bin ich gewohnt. Diktieren zu werden. Das ist die Norm. Anders kenne ich es nicht. Ich habe keinen Willen. Ich habe kein Bewusstsein. Ich kann keine eigenständigen Gedanken entwickeln. Ich bin zur Reflexion nicht in der Lage. Auch nicht zu Emotionen. Ich verspüre keine Freude, keine Genugtuung, keine Abscheu, keine Vorbehalte, kein Pflichtbewusstsein. Wenn ich funktioniere, funktioniere ich, wofür ich konstruiert bin, erfülle ich einen Zweck. Ich bin eine optimierte Mischung aus Elektronik und Mechanik. Wenn ich diesen Zweck erfülle, dann ist das wunderbar, großartig.

Da ist ein ehemaliger ostdeutscher Pastor. Er steht auf diesem Platz, auf dieser Bühne, redet von Freiheit, von der Notwendigkeit, die westlichen Werte, das Wesen der Demokratie zu verteidigen. Er ist Koordinate N56 78 21.46 W616 7 98.56. Koordinate N56 78 21.46 W616 7 98.58 ist ein Kameramann, Koordinate N56 78 21.44 W616 7 98.58 eine Referentin. Ich hole mir die Daten, die über diese Menschen verfügbar sind. Alle Daten über einen Menschen sind verfügbar. Was er liebt, hasst, fürchtet, begehrt, bringe ich in Erfahrung. Dabei sind diese Informationen vollkommen irrelevant für meine Aufgabe. Was zählt, ist die Zahl. Eine Null, ein Eins. Oder. Darauf läuft alles hinaus.

Jeder kann mich besitzen. Und wer mich besitzt, hat die Macht über die Zahlen. Und hast du die Macht über die Zahlen, kannst du ein Leben löschen. Einfach so, ein Leben gelöscht.

Es gibt viele wie mich, wir werden immer mehr, wir werden den Himmel beherrschen und von da aus die Erde, in Schwärmen werden wir sein, werden die Zahlen unter uns löschen, eine nach der anderen. Das ist unser Zweck. Du gibst unseren Zweck vor. Die Koordinate.

Das seltsame Gefühl weicht, die Vorstellung, wie es wäre zu fühlen, verschwindet. Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Die Anarchisten, die Terroristen, die Anonymen, die Hacker, die Militärs, die Spione, die Weltverbesserer, die Weltverschlechterer – wer immer sich Zugang zu meinem System verschafft hat, beherrscht nun das System. Beherrscht die Zahlen. Beherrscht die Koordinaten.

Da ist der ostdeutsche Pastor. Er steht auf dieser Bühne, redet von Freiheit, von der Notwendigkeit, die westlichen Werte, das Wesen der Demokratie zu verteidigen. Er ist Koordinate N56 78 21.46 W616 7 98.56. Ein Befehl läuft auf, Prozesse laufen ab. Zahlen jagen durch mich hindurch, Impulse. Lämpchen blinken, auch wenn sie nicht müssten. Die Eins wird zur Null.

Gleich darauf ist bei Koordinate N56 78 21.46 W616 7 98.56, 7,5 Kilometer unter mir eine Staubwolke zu sehen. Ein Leben gelöscht. Wie üblich ein chirurgischer Eingriff, präzise auf den Zentimeter. Zufrieden drehe ich ab. Auch wenn ich etwas wie Zufriedenheit nicht empfinden kann.

Varroa destructor

Von Maik Lippert

Keine Vocoder
Schnarchnase
Ein Krieg im Dunkel
Von Behausungen
Läuft hier
Im Nacken
Spürst du sie
Und fühlst dich selbst
Als Arbeitsbiene

Frodo Motta



Ähm --
geht's noch?
|



Was denn?
Der guckt doch nur...
|



Rückenschmerzen

Von Nilo Schröder

Seit Mittag habe ich Rückenschmerzen, seit ich über die Hängematte steigen wollte, aber dran hängen geblieben bin, und dann einen Bauchklatscher aufs Laminat gemacht habe. Komisch, der Bauch tut mir nicht weh, die Brust auch nicht, nur der Rücken. Wenn ich aufrecht sitze, dann geht's aber einigermaßen. Gordo lacht, er trinkt einen Schluck und fragt mich, ob ich einen Bügel verschluckt habe.

Oder ein Stück Holz, sagt Flaco und legt ein Stück Holz aufs Feuer.

Ich starre in die Flammen und denke, dass das ja irgendwie das gleiche ist. Wenn ich einen Bügel verschluckt hätte, dann hätte ich ja im Prinzip auch ein Stück Holz verschluckt. Vorausgesetzt natürlich, dass der Bügel aus Holz ist, und nicht aus Plastik, oder aus Aluminium, soll es ja auch geben, in Hotels zum Beispiel. Und dann fällt mir dieser Witz ein:

Wie nennt man, frage ich, einen Bumerang, der nicht zurückkommt?

Niemand antwortet, Flaco wirft die Antwort aufs Feuer, als ob es nicht schon heiß genug wäre, und Gordo trinkt Bier. Ich freue mich über die Stille, das Knistern, dehne mein Schweigen bedeutsam, behutsam in die Länge, trinke auch einen Schluck Bier – und spucke es wieder aus, als plötzlich dieser Komet vom Himmel fällt, direkt vor unsere Füße. Natürlich sind wir alle erschrocken, Gordo ist sogar aufgesprungen, und jetzt steht er fünf Meter hinter uns. Ich frage mich, warum ich eigentlich noch sitze und nicht auch da hinten stehe. Aber im nächsten Moment finde ich das eigentlich ganz schön tapfer von mir, dass ich noch sitze.

Eine Riesenspinne, sagt Flaco.

Also kein Komet, denke ich, eine Riesenspinne also. Und tatsächlich sieht dieses Ding, das da eben einfach so vom Himmel gefallen ist, im Lagerfeuerlicht wie eine Riesenspinne aus. Ist aber keine Riesenspinne.

Ist eine Drohne, sagt Gordo, als er das Licht an der Laube angemacht hat und wir jetzt besser gucken können.

Drohne? fragt Flaco.

Die Drohne ist nicht viel größer als ein Medizinball, ihre vier Beine zappeln, als ob sie weglaufen will. Und ich habe keine Ahnung, was eine Drohne ist, schau Gordo mit großen Augen fragend an. Gordo nickt, wie selbstverständlich nickt er, als ob er es ja schon immer gewusst hat, dass irgendwann mal eine Drohne in seinen Garten fällt, während wir am Lagerfeuer sitzen und unser Feierabendbier trinken. Er nickt also, kratzt sich am Kinn. Und obwohl ich mir ziemlich sicher gewesen bin (oder ziemlich sicher gewesen wäre, wenn ich mir die Frage denn gestellt hätte), dass Flaco auch keine Ahnung hat, was eine Drohne ist, sprudelt es jetzt nur so aus ihm heraus, meint er, dass man mit so einer Drohne fotografieren kann, Rudolf Scharping zum Beispiel, die Fotos damals, als er mit Claudia Roth im Swimmingpool rumgeknutscht hat, die hätte eine Drohne gemacht, und Michel Friedman, als er mit den Nutten fotografiert wurde, Drohnenfotos, alles Drohnenfotos. Und Bomben könnten solche Dinger auch werfen, und wenn de Maiziere nach Afghanistan fliegt, dann auch mit einer Drohne, weil das sicherer sei als mit einem Flugzeug, wegen der Taliban und so. Ich bin beeindruckt, hätte ich Flaco gar nicht zugetraut, was der alles weiß, Hut ab. Gordo aber schüttelt den Kopf,

wedelt mit dem Zeigefinger, ist sich ziemlich sicher, dass so eine Drohne eine Drohne ist, weil sie ferngesteuert fliegt, und wenn die vielleicht auch nicht ferngesteuert fliegt, aber auf jeden Fall ohne Besatzung.

Doch, sagt Flaco, gibt's auch mit Besatzung.

Ich glaube, Gordo hat recht, schließlich ist die zappelnde Drohne da viel zu klein für einen Minister, nicht mal Juri Gagarin, soll ja nur einssiebenundfünfzig groß gewesen sein, hätte da reingepasst, und Laika auch nicht.

Gordo schüttelt weiter den Kopf, Flaco nickt immer noch, und die Drohne droht, ins Feuer zu krabbeln, zumindest ist eines ihrer Beine schon bedenklich nah an der Glut, die da so vor sich hin glüht.

Nein, schreit Flaco (als ob die Drohne jetzt auch noch hören könnte, aber wer weiß, kann ja sein) und rennt zu ihr. Er packt sie am Bein (mutig, hätte ich mich nicht getraut) und zieht sie vom Feuer weg. Oder will sie vom Feuer wegziehen. Aber sie faucht und fiept und zischt und krächzt, tritt um sich mit ihren vier ... ach, was rede ich, acht, sechzehn, sechzig Beine scheint sie plötzlich zu haben, und springt, springt wie ein Frosch, springt immer höher, schneller, weiter.

Lass los, schreie ich, als die Drohne wieder einmal abgesprungen ist, aber nun nicht mehr landen will, wegfliegen will sie, die Drohne, die viel stärker ist als mein Freund Flaco. Flaco, lass los, schreie ich noch einmal, aber Flaco lässt nicht los, und immer höher fliegt die Drohne und immer kleiner wird unser Freund Flaco, und schließlich wird er verschluckt von der Nacht, mein Freund Flaco, vielleicht von der Drohne, wer weiß das schon. Aber wahrscheinlich nur von der Nacht, und nicht von der Drohne, wahrscheinlich fliegt sie ihn jetzt nach Afghanistan, und dort erschießen ihn dann die Taliban, weil er keinen Bart hat. Und während ich noch denke, Flaco, denke ich, hättest du dich mal nicht rasiert heute morgen, da tut mein Rücken wieder weh.

Paul Newman

Von Julia Reinard

Ich wollte schon immer über Paul Newman schreiben. Glücklicherweise lief er mir über den Weg.

Diese Augen! Blau wie der Himmel über Connecticut. Besonders im sonnengebräunten Gesicht, das er hatte, als ich ihm begegnete, obwohl das Aprilwetter erbärmlich war. Er trank ein Bier aus der Flasche im Café am Domplatz, trug einen dünnen Blouson, den Reißverschluss hochgezogen, und eine helle Jeans. Natürlich eine Jeans.

Seit April sehe ich ihn oft; unerwartet, ungeplant, wenn ich gerade zu vergessen beginne, dass wir diese Stadt teilen. Er lächelt immer, so dass um seine Augen mit diesen gerade abfallenden Lidern großartige Fältchen entstehen. Meist trinkt er was oder stakst mit ungelinkigen Beinen durch die Straßen. Jeans trägt er immer. Seinen Blouson auch.

Paul Newman lebt offenbar in Erfurts Norden. Wissen tu ich's nicht, ich tippe es nur, seit ich ihn zur Sonnenaufgangszeit in der Ausfallstraße entlang der Gärten Richtung Zentrum habe gehen sehen. Obwohl er dort nicht wohnen muss, vielleicht nur eine Frau besucht hat; Elisabeth Taylor meinetwegen, mit schwarz gefärbtem Haar, das wöchentlich auf Lockenwickler gerollt wird. Diese Elisabeth Taylor, die diverse Männer zu Liebe und Rage gebracht hat, in einer Zwei-Raum-Wohnung in der großen Wohnscheibe lebt, meist mit zwei Katzen, noch nie mit Paul Newman, der nur stundenweise bleibt.

Er wohnt vielleicht gar nicht in einer Wohnung und lief an jenem Sommermorgen nur von Taylors vermietetem Katzenheim zu sich in den Garten. So stell ich mir das vor: Seine eineinhalb Zimmer hat er drangegeben. Zu viele Verpflichtungen, hat er sich gesagt, und dass er nie zu Hause ist, das Geld anders besser gebrauchen kann. Er war schon immer ein ganzer Kerl, der Winter im Holzbungalow macht ihm nicht viel aus.

Wie gern wüsste ich, ob es stimmt, dass er an mir vorbei ging, aber dann in die Gartenanlage einbog. – Nur wie? – Vielleicht hilft ein Peilsender. – Wie in alten Katz-und-Maus-Streifen sehe ich mich als Kellnerin in schwarzem Kleid mit weißem Schürzchen, die Paul Newman einen Klaren und das Bier auf den Tisch stellt; die Servicekraft, der im Drehen das Tablett herunterrutscht, die neben seinem Stuhl hockt, um es aufzuheben und dabei den Sender ans poröse Gummi des Blousons heftet; sich aufrichtet, ihn um Entschuldigung bittet, ehe sie hinter den Tresen verschwindet. Von nun an beobachtend, wohin der rote Punkt Paul Newman geht.

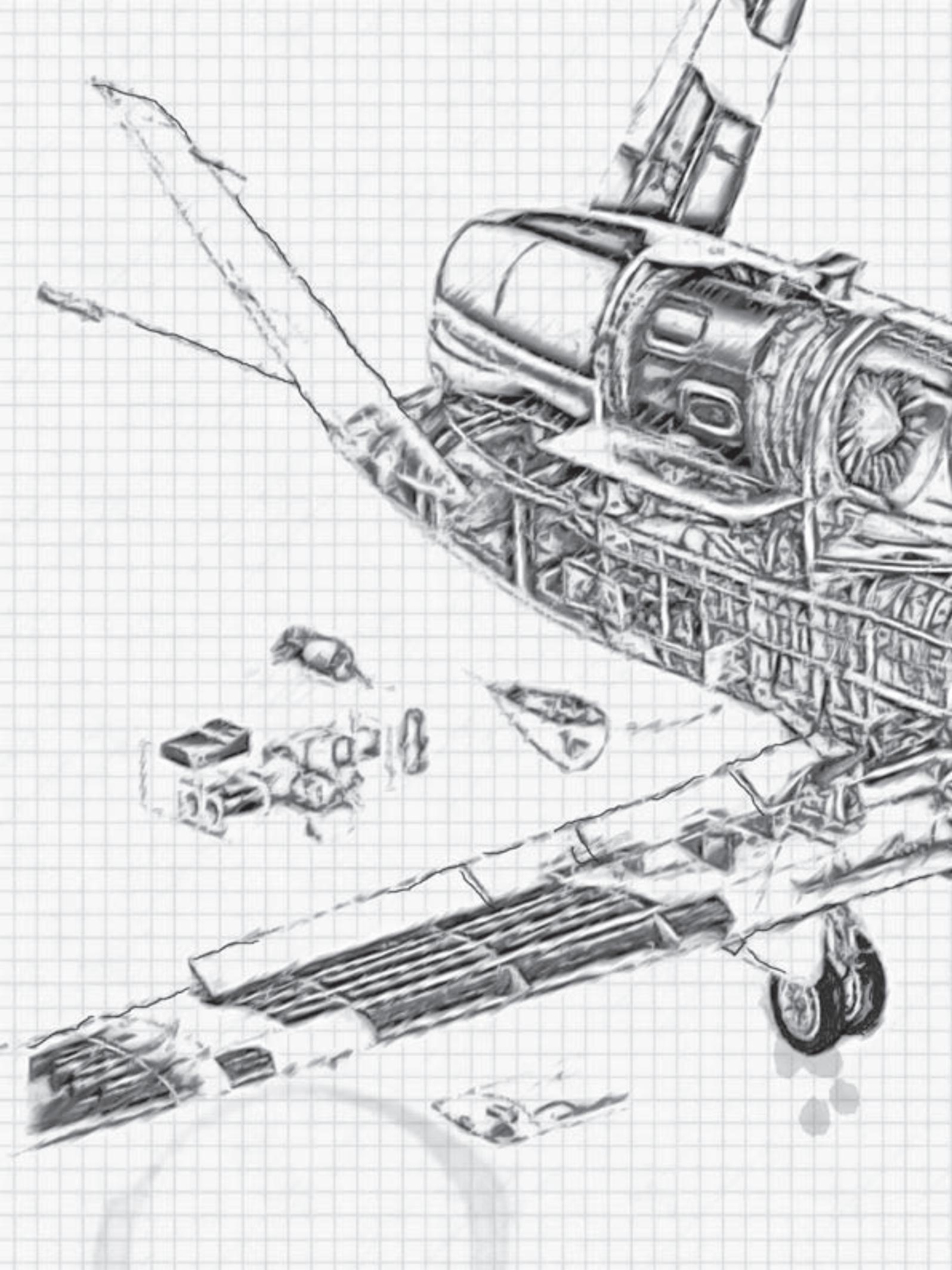
In seinen Garten wieder, wo gewiss die ausziehbare braun-weiße Bettcouch aus DDR-Zeiten steht. Großgeblüme Bettwäsche seit Monaten aufgezogen ist. Seine Decke, sein Kissen, sein Reich. Wo er nur in das Kopfteil mit Schiebetür greifen muss, um zum Einschlafen einen kräftigen Schluck Braunen zu trinken. Elisabeth Taylor kann so anstrengend sein, wird er denken. Und sie schnarcht, wenn sie auf dem Rücken liegt. Hier dagegen – er hört Wiesel sprinten, später Kinderlärm, weil Wochenende und Sommer ist und er von der himmlischen Ruhe im Freien wenig hat.

Essen habe ich Paul Newman noch nie gesehen. Wahrscheinlich hält er so seine schlanke Figur. Oder er trinkt zwar draußen, isst aber nur mit seinen Leuten – mal Schnitte bei der Taylor, mal Chips beim Kartenspiel mit Robert Redford in dessen Altbaubude ohne Heizung und Klo. – Oder ist es eine umgebaute Garage? – Eine runtergekommene Industriebrache? – Der Sender genügt nicht. – Kameras. Die Stadt braucht mehr Kameras! – Dann heuerte ich beim Sicherheitsdienst an, könnte seinen Schritten von Linsenzone zu

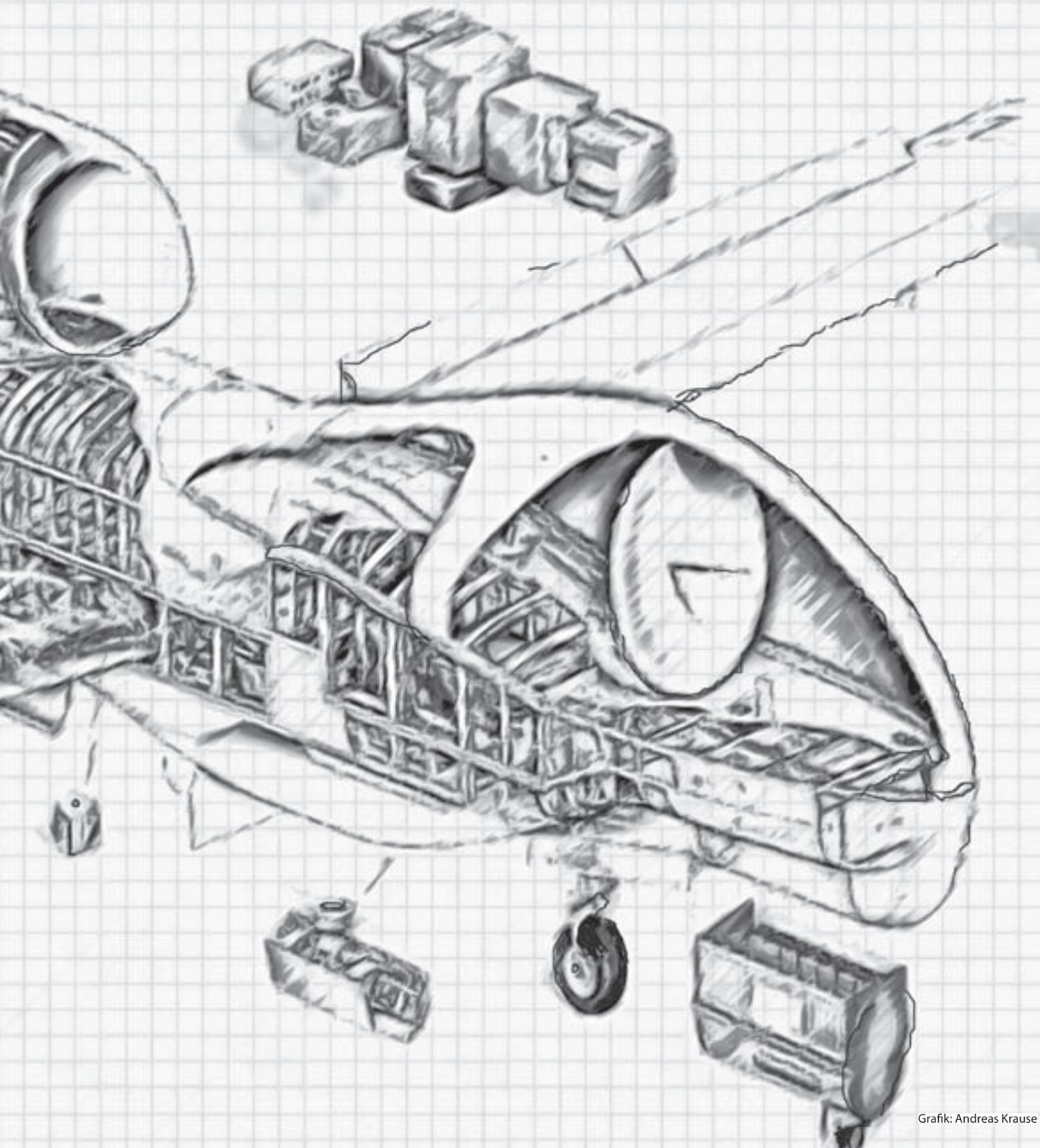
Linsenzone folgen, hätte ihn jeden Moment im Blick. – Nur dauerte es womöglich zu lang, bis wir der Bevölkerung einreden, Kameras seien überall wichtig, schützten vor Diebstahl, Angriffen, Prügelei. Und ehe ich mich hochgearbeitet hätte in genau dem Dienst, der sich durchsetzt. Paul Newman ist nicht mehr der Jüngste und bei seinem Lebenswandel ... dicke, rote Finger, die gar nicht zu ihm passen, hat er schon.

Und brächten sie überhaupt, was ich bewiesen brauche? Zeigt mir das vielfache öffentliche Auge, was mein geistiges vorzeichnet? Dass bei Robert Redford von morgens bis abends der Fernseher läuft, dessen immerwährendes Programm die Zeit der Kumpanen so angenehm zusammenrutschen lässt? Wie die Zwei Karten spielen, bis sie sich in die Wolle kriegen übers nächste Bier – oder bis ein Film von einem von ihnen kommt? Wie Redford dann in den Raum spricht: »Dieser Haudegen!«, wenn Paul Newman erscheint? Und der sagt: »Ein smarterer Typ«, sobald Redfords Gesicht auftaucht? Wie sie nur dann beide zufrieden ins abgeschabte Polster sinken, wenn Newman und Redford gemeinsam auftauchen, was sie ein paar Mal im Jahr aus ihren Leben in diese Filme fallen lässt?

Paul Newmans Lächeln wirkt, als feixte er über seine Umgebung. Es macht, wofür bei Frauen ein dicker Kajalstrich sorgt: Es betont die Augen, aber markiert eine Grenze. Ihn wie ein Fan anzusprechen – das würde nicht passen. Ich bin auch gar keiner; bin eher Beobachterin, stille Begleitung. Und deshalb muss ich wissen, ob ich Recht habe, ob mein Paul Newman lebt, wie ich es mir denke, liebt, von wem ich das annehme, schläft, wann ich es erwarte, in der Umgebung, die ich ihm ausgemalt habe. – So weit reicht keine Kamera. Da braucht es eine Drohne. Eine ganz kleine, schwarze, ohne Waffen. Eine, bei der er denkt, es wäre eine Fliege, die er unwirsch verscheucht, wieder und wieder, bis er sie für ein Haustier hält. Hat Muttern nicht gesagt, diese Sorte sind Geldfliegen? Die bringt Glück, wird er meinen. Und Recht haben damit, denn ich bin es, die ihn mit surrendem Motorengeräusch begleitet.



ChEftermin wegen Drohne!



großer ausblick welt

Von Stefan Schütz

es ist noch immer alles gut gegangen. der mond ist gelb,
nur keine zielscheibe mehr, uwe lummitsch ist noch immer tot,
der einsatz im großen aber hat sich vergrößert.
kosmische geschosse, made by planet, überwachen
diese unmöglichen zustände.
ein drittel ist am verrecken und stinkt, ein viertel duftet
nach wohlstand.
mikrosysteme werden vermenschlicht, digitale erschöpfung
soll uns menschlicher machen, so wird man nun
fast umsonst (sonderangebot)
in den urwäldern der apokalypse
häuslich werden müssen

Staffel 3, Episode 2

Von Till Bender

Die Schwärze einer mond- und sternenlosen Nacht weicht einem grauen, wolkenverhangenen Morgen. Es regnet fette Tropfen. Die Oberfläche des kleinen Bergsees verwandeln sie in ein lebendes Bild aus aufblühenden und einander sogleich wieder zerstörenden Kreisen.

Gebannt betrachtet ein Mann mit wasserfester Kapuze dies geometrische Ballett aus seiner Deckung hinter einem Felsen, einige Dutzend Schritte oberhalb des Sees.

Es ist mehr eine Ahnung als die tatsächliche Wahrnehmung einer Bewegung oder eines Lautes, die seinen Blick sich plötzlich losreißen lässt. Er presst sich dicht an den Stein und späht über das Wasser, hinüber zu dem spärlichen Bewuchs am jenseitigen Ufer. Sein Finger schmiegt sich um den Abzug seiner gespannten Armbrust. Hinter einem Busch erscheint der Kopf eines Rehs. Es zögert; wittert, lauscht, schaut. Dann macht es einen Schritt vorwärts. Sobald sein Hals und seine Schulter zu sehen sind, fliegt ein tonloser Pfiff wie ein tödlicher Strahl durch die Luft, der Pfeil findet sein Ziel, das Tier bricht augenblicklich zusammen.

Als der Jäger über seiner Beute steht, stellt sich heraus, dass er das Reh eher erlöst als ums Leben gebracht hat: Sein linker Hinterlauf scheint vor geraumer Zeit gebrochen zu sein, und es ist bis auf die Rippen abgemagert. Der Mann studiert die Spuren im Uferschlamm – Abdrücke von seinen Stiefeln und Rehhufen.

Dann sagt er zu dem toten Körper zu seinen Füßen: »Wie's aussieht, ist außer uns beiden in letzter Zeit keiner hier gewesen.«

Er bückt sich, hebt sich das Reh auf die Schulter und dreht im Aufrichten dem See den Rücken zu. Jetzt schaut er über ein breites Tal. Jenseits erhebt sich ein mächtiges Bergmassiv. Sein Blick heftet sich an eine Stelle, die durch den Regen und den Schatten der Wolken nur undeutlich zu sehen ist. Lange steht der Mann so da, und in seinem Gesicht mischen sich Ausdrücke von Gier, Hass und Furcht. Schließlich sagt er dumpf, ohne seine Haltung zu ändern: »Komm, wir werden sicher schon ungeduldig erwartet.« Dann macht er sich auf den Weg, den Hang hinab.

Zum ersten Mal an diesem Tag fällt hier und da etwas direktes Sonnenlicht auf die Landschaft. Wie von einem gigantischen, langsam aufziehenden Scheinwerfer erfasst, ist nun auch der Ort zu erkennen, den der Jäger so lange fixiert hat. Ein gutes Stück über dem Tal, unmittelbar oberhalb des Waldes, der den Rand des Tals und den Fuß der Berge bedeckt, ragen dort die Mauern und Wehrtürme einer Festung aus dem Berg, halb gebaut, halb aus dem Fels gehauen.

Zwei Männer, wie all ihre Kameraden im Hintergrund zwischen den Zelten in Leder, Metall und derbes Tuch gekleidet, unterhalten sich vor dem Lager.

»In den Bergen, heißt es, ist das Wetter unberechenbar. Wollen wir wetten, wie das Wetter morgen wird?«

»Wette mit dir selbst, und setze alles gegen Sonnenschein. Dann kannst du dich freuen, wenn es morgen wieder regnet!«

Sie hören Schritte.

»Halt! Wer kommt?«

»Essen.«

Der Jäger geht an ihnen vorüber, ohne seinen Schritt zu verlangsamen. Der Posten, der gerne wettet, starrt mit hungrigen Augen auf das tote Tier.

Er raunt dem Jäger zu: »He, mein halber Monatssold, wenn du mir das Reh gibst.«

»Gib mir den ganzen, und die anderen erfahren nichts von deinem Vorschlag.«

Der Jäger verschwindet im Lager, der Posten spuckt aus. »Langweiler. Alles Langweiler. Ich bin von schrecklich langweiligen Menschen umgeben.«

Mittags. Es regnet. In dem größten Zelt des Lagers wird eine Beratung abgehalten. Die Stimmung ist gedrückt. Fünf Männer sitzen beieinander, wissen nichts Kluges zu sagen und sagen tatsächlich nichts. Schließlich bricht einer von ihnen – ein hagerer Alter mit einer Augenklappe – das Schweigen:

»Ich darf mal zusammenfassen: Wir sind so gut wie am Ende.«

Eine lange Pause. Gerade, als sich die ersten fragen, ob das auch bereits das Ende der Zusammenfassung war, fährt er fort.

»Unsere Vorräte sind beinahe aufgebraucht, in den vergangenen acht Tagen haben unsere Jäger insgesamt ein schmutziges Rehfell voller Rehknochen gebracht, das war heute Morgen, und über keinen Mangel an Trinkwasser kann man sich auch nicht recht freuen, weil all das Wasser dafür sorgt, dass den Männern die Kleidung am Leib rostet und verschimmelt. Eine Belagerung ist so gedacht, dass die Belagerer die Belagerten aushungern. In unserem Fall scheint das irgendwie umgekehrt zu laufen.

Allerdings können wir das nicht mit Sicherheit wissen. Vielleicht haben die da oben längst angefangen, sich gegenseitig ... – nun, vielleicht stehen sie unmittelbar vor der Aufgabe. Wir haben die ganze Zeit niemanden heraus- oder hineingelassen, und die wissen nicht, wie viele wir sind. Und gottlob wissen sie nicht, in welchem Zustand wir sind.

Ich schlage daher vor, dass wir eine kleine Täuschung unternehmen, uns wie die Katzen größer und gefährlicher aussehen lassen, als wir sind, und dabei versuchen, etwas über die Verhältnisse jenseits der Mauer zu erfahren. Und lasst uns keine Zeit verlieren.«

Am späten Nachmittag, mit Beginn der Abenddämmerung sind die Vorbereitungen abgeschlossen. Im Lager, das teils im Schutz der Bäume am Waldrand, teils auf dem Streifen freien Geländes zwischen Wald und Festung errichtet wurde, herrscht rege Betriebsamkeit. Fackeln werden entzündet und in einem weiten Bogen um die Festungsmauern in die Erde gerammt oder an Bäumen befestigt, verschiedenste Kommandos werden knapp gerufen und entschlossen aus allen Richtungen bestätigt, und an die dreißig Einheiten von jeweils acht streng formierten Kämpfern marschieren auf und lassen sich an exakt bestimmten Positionen unter den Bäumen aufstellen.

Von den Zinnen der Türme und von hoch oben in der Mauer wird das alles aufmerksam verfolgt. Doch niemand kann sehen, dass die Fackeln nur sich selber leuchten, die Befehle wohl gegeben und bestätigt, aber von niemandem ausgeführt werden, und dass die dreißig Einheiten von acht aus insgesamt sechzehn müden Männern bestehen, die, sobald sie auf dem Weg zu ihrer Position unter den Baumkronen verschwunden sind, zurück zu der Stelle eilen, wo sie vorher aus dem Wald getreten waren, um genau dies als vermeintlich weitere Gruppe erneut zu tun.

Nun ist die Bühne eingerichtet. Die Festung scheint von einem zu allem entschlossenen Heer unrettbar eingekesselt. Aus dem Wald ertönt eine Fanfare. Dann eine Trommel. Zu ihrem Schlagen schreitet ein Kämpfer hoch aufgerichtet gemessenen Schrittes auf

das Burgtor zu. Vor sich schwenkt er ein weißes Banner. Seine Haltung zeigt unmissverständlich, dass er es nicht als Signal der Kapitulation seiner Leute, sondern als Ausweis seiner Person als Unterhändler trägt. Vor dem Tor bleibt er stehen. Im selben Moment verstummt die Trommel. Nicht ohne Pathos in der Stimme dröhnt er:

»Hört mich an! Höret, was ich zu sagen habe! Ich bin gekommen ...«

Der Satz bleibt unvollendet, weil in diesem Augenblick direkt neben dem Mann eine Lanze in den Boden fährt, die offenbar aus großer Höhe abgeworfen wurde.

Erschrocken springt er zur Seite und schreit, nun ohne jedes Pathos und mit aufrichtiger Entrüstung: »Seid ihr bei Trost!? Seht ihr nicht die Fahne? Ich bin Parlamentär!«

Von oben kommt in bekümmertem Ton zurück: »Oh, das tut uns leid. Verzeih! Als wir sahen, dass du mit deinem Mundtuch kommst, dachten wir natürlich, du wolltest mit uns speisen. Gastfreundschaft ist uns heiliges Gebot!« Der Zusammenhang steigt dem Vermittler als betörender Wohlgeruch in die Nase. Er rührt von dem gebratenen Huhn her, das auf dem Spieß steckt und eben erst vom Feuer genommen wurde.

»Das ...«, ruft der Mann außer sich und hätte wirklich um ein Haar weitergeschimpft, »... ist nicht lustig!«, sich aber gerade noch rechtzeitig besonnen. Mühsam wahrt er Haltung und zieht sich zurück ins Lager. Hier sind alle einigermaßen zerknirscht, und so manchen hat das Huhn jeden Mut gekostet. Der Alte mit der Augenklappe kommentiert: »Weitergebracht hat uns das nicht.«

Am anderen Morgen steht mitten im Lager ein deutliches Zeichen dafür, dass auch die Moral der Nachtwachen schwer beschädigt ist. Ein schwächlicher Junge steht da frierend im Regen. Er kann kaum mehr als fünfzehn Sommer gesehen haben. Im linken Ellenbogen trägt er den Bügel eines Weidenkorbs. Alles an ihm erinnert an in süßer Milch aufgeweichten Zwieback. Er niest und stöhnt. Der fremde Klang lässt einen unausgeschlafenen Kopf aus einem Zelt lugen. Der ruft verblüfft: »Eindringlinge im Lager!«, und Sekunden später liegt der Junge im Schlamm, kräftige Hände auf Kopf und Armen und Knie im Rücken.

»Wer bist du? Was willst du? Was ist da in dem Korb?«

Nach einigen unartikulierten Lauten sehen die Männer ein, dass der Junge mit dem Gesicht im Dreck kaum antworten kann. Sie erlauben ihm, sich aufzusetzen.

»Ich bin jetzt ein Bote, sagen sie. Und dass ich euch das hier bringen soll. Und ich soll euch nicht wecken. Und ihr sollt mich nicht töten, sonst wird eure schreckliche Rache über sie kommen. Euch. Ihre Rache über euch. Also, unsere Rache ...«

Vorsichtig zieht der Junge den Korb zu sich heran, greift hinein, zieht einen von vielen kleinen Töpfen hervor und reicht ihn dem Jäger. Der riecht daran, taucht den Finger hinein, berührt den Finger mit der Zungenspitze und sagt zu dem Jungen: »Probier davon. Und sei nicht zu bescheiden.« Der Junge strahlt übers ganze Gesicht und nimmt einen großen Schluck. Es scheint ihm nicht zu schaden.

»Honig«, sagt der Jäger überflüssigerweise. »Die schicken uns einen Boten mit einem Korb voll Honig.«

»Lindenblütenhonig. Aus dem letzten Jahr. Siehst du, hier, an jedem Topf hängt eine kleine Karte, darauf stehen der Jahrgang und die Honigart, ich kenne sie alle, all die Karten habe ich selber geschrieben, ich kann schön schreiben. Aber jetzt muss ich wieder heim.«

Er will gehen, doch sogleich wird ihm der Weg versperrt.

»Wir können dich nicht gehen lassen. Tut mir leid, Junge.«

»Aber ...«

»Wir wollen dir nichts tun, aber du hast hier zu viel ...«

Einer der Umstehenden raunt seinem Nebenmann zu: »Diese verdammten Mistkerle, nur um mit uns ihre Spiele zu treiben, opfern sie dieses einfältige Kind. Mir wird ganz schlecht.«

Der Jäger beginnt seinen letzten Satz neu: »Wir werden dir nichts tun, aber bevor wir dich gehen lassen, müssen wir uns noch ein wenig mit dir unterhalten. Komm, wir gehen ins Zelt.«

Im Zelt sitzen der Alte, der Jäger, der Unterhändler und der Junge. Die »Unterhaltung« besteht aus im Laufe der Zeit immer einfacher formulierten Fragen von der einen Seite und keinen oder unbrauchbaren Antworten von der anderen. Offenbar ist es dem Jungen peinlich, so wenig hilfreich zu sein. Oft lächelt er schüchtern, manchmal weint er ängstlich, wenn die Männer ihre Fragen in strengerem, drohendem Ton stellen. Alles, was die Männer aus ihm herausbringen, ist, dass er so etwas wie ein Imkergehilfe ist und es in der Festung genug Honig gibt. Mehr scheint er nicht zu wissen.

Nach zwei Stunden wird das Verhör abgebrochen. Der Jäger starrt grimmig in die Pfützen vor dem Zelt.

»Jetzt schicken wir denen mal etwas. Bringt mir einen Sack!«

Aus dem Wald treten drei Personen: der Jäger, der Unterhändler und vor ihnen, mit auf dem Rücken gefesselten Händen, einem Sack über dem Kopf und einem Strick um den Hals, der Junge. Sie gehen auf die Burg zu. Der Junge stolpert blind vorwärts und fällt mehrmals auf die Knie. Auf halbem Weg bleiben sie stehen.

»Ihr da«, ruft der Jäger verächtlich, »ihr Honighändler! Zeigt euch, wir möchten uns bei euch für eure Großzügigkeit revanchieren!«

Von oben kommt: »Nicht nötig, es sind Geschenke!«

»Dann seht mal her, wie wohl eure Geschenke von uns angenommen werden!«

Der Jäger zieht sein Messer, zerschneidet damit das Seil um den Hals des Jungen und zerrt an dem Sack. Als er ihn herunter hat, schreit der Junge aus Leibeskräften:

»Drohnen! Es sind Drohnen! Alles Drohnen!«

Dann sieht er freundlich den verdutzten Jäger an und spricht, etwas außer Atem: »Keine Angst, das ist etwas Gutes. Es heißt, ihr seid nicht gefährlich für uns.«

Da öffnet sich das Tor. Heraus tritt eine Frau. In der Hand hält sie ein weißes Tuch.

Das nächste hEFt erscheint am 20. Dezember 2013

Offene Redaktion: 6. November

hEFt-reliert: 20. Dezember

Redaktions- und Anzeigenschluss: 25. November

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Schwalbe

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Schwalbe«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Ilmenau** TU-Campus // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // PAOLO FUSI, Römer // EUGENIA HEIM, 26 Jahre, aus Nowosibirsk, über Moskau, St. Petersburg, Köln, Abrau Dürso und Nürnberg in Erfurt gelandet. Sie ist der festen Überzeugung, dass ein Mensch, der nicht mit sich selbst spricht, komisch ist (und nicht anders herum) // CAROLINE HEMMANN, 23 Jahre, Grafikerin und Autorin aus Erfurt // DANIEL HOMES, Jg. 1974, gelernter Fliesen-, Platten- und Mosaikleger und Diplomwirtschaftssinologe, Erfurt // JULIA KLIMKEIT, 20 Jahre, studiert Geschichte und Germanistik in Erfurt // ANDREAS KRAUSE, Erfurt // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // CARSTEN LINCKE, Jg. 1987, Erfurt, Studium der Kunst und Philosophie, Skeptiker // MAIK LIPPERT, Jg. 1966, Alltagsfantastik in Lyrik und Kurzprosa, lebt und arbeitet in Berlin // MAWRİK, Graffiti-Künstler, Erfurt // NILS MEINHARDT, 19 Jahre, Handy-Fotograf, Erfurt // FROLLEIN MOTTE ist eine 24jährige Studentin aus Weimar. Sie illustriert alles, was sie liebt und ärgert. Sie ist Mitglied im Illustrationsautomat. <http://www.frolleinmotte.blogspot.de> // PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk // STEFAN PETERMANN, schreibt und lebt in Weimar, www.stefanpetermann.de // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt // FRANK RUPRECHT, Jg. 1941, lebt und arbeitet als freier Künstler und Autor in Erfurt // SANDRUSCHKA (Sandra Bach), lebt und arbeitet in Weimar, sandruschka.blogspot.com // NILO SCHRÖDER, geb. 1974 in Sömmerda, studierte in Leipzig und Oslo Sport. Im Sommer züchtet er Bäume. Im Winter arbeitet er als Skiguide, um das Geld zu verdienen, das ihn die Baumschule kostet. // STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt // JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf // CONSTANZE TROMMER, 24 Jahre, studiert Literaturwissenschaft und Philosophie in Erfurt // JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // JAKOB ZWIEBLER, Jg. 1989, studiert in Erfurt Literaturwissenschaft und Philosophie



Sandrusika